This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495334 4

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Sämmtliche

Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

30. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Zweyter Theil.

1. Die Walpurgisnacht.
2. Die Geschwister.
3. Der entwendete Schuh.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Walpürgisnacht.

Es war ein schöner Abend im Beginnen des Frühlings, als ein liebendes Paar in der Umwölbung frisch begrünter Büsche am Ufer des Sees saß. Hinter dem Gebirge war die Sonne schon lange verschwunden, nur die gegenüberstehenden Felsenzacken prangten noch in röthlichem Glanz; Dämmerung verbreitete sich in den Thalschluchten. Einzelne Nebelstreifen stiegen aus den Kieferwäldern empor, und schwebten langsam an den Abhängen hin; die Himmelswolken zitterten in den leise bewegten Wellen, einzelne Sterne erschienen am dunkeln Blau und spiegelten sich im Wasser wieder. Alles war still und feyerlich. Der Sonntag ging zu Ende, kein Geräusch arbeitender Menschen unterbrach das Schweigen, nur die Wellen des Sees klatschten in langsamen Schlägen an das Ufer, und

Die Wallpürgisnacht.

Es war ein schöner Abend im Beginnen des Frühlings, als ein liebendes Paar in der Umwölbung frisch begrünter Büsche am Ufer des Sees saß. Hinter dem Gebirge war die Sonne schon lange verschwunden, nur die gegenüberstehenden Felsenzacken prangten noch in röthlichem Glanz; Dämmerung verbreitete sich in den Thalschluchten. Einzelne Nebelstreifen stiegen aus den Kieferwäldern empor, und schwebten langsam an den Abhängen hin; die Himmelswolken zitterten in den leise bewegten Wellen, einzelne Sterne erschienen am dunkeln Blau und spiegelten sich im Wasser wieder. Alles war still und feyerlich. Der Sonntag ging zu Ende, kein Geräusch arbeitender Menschen unterbrach das Schweigen, nur die Wellen des Sees klatschten in langsamen Schlägen an das Ufer, und

hier oder dort tönte der Ruf einer einsamen Sennerinn von der Alpe herab. Rudolph und Else hielten sich umschlungen, ihre Herzen waren von Liebe und Dank gegen Gott erfüllt, der sie so wunderbar bisher geführt; denn heute waren sie zum ersten Mahl in der Kirche des Benedictiner-Stiftes aufgebothen worden, und ihre Hochzeit war auf den nächsten Monath angesetzt. Sie hatten ihr Glück wohl verdient, manche schwere Prüfung hatte ihre Liebe geläutert und bewährt, und nur nach Jahren von Trennung und Kummer war es ihnen endlich gelungen, ein Glück zu genießen, das lange Entbehrung Ihnen um so theurer machte.

Rudolphs Vater war der reiche Sensenschmiedmeister Christoph gewesen, dessen Haus mit Werkstätten, Öfen und Wirthschaftsgebäuden dort drüben im Walde lag, wo der Gießbach aus dem dunkeln Tannengehege hervor stürzt und mit lautem Gebraus die mächtigen Räder treibt. Der einzige Sohn war von dem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Er war bey den Benedictinern in die Schule gegeben, denen Markt, See und Wälder weit umher gehörten, und sollte einst eine wichtige Person im Staate werden, wie es manche Andere in jenen Zeiten geworden waren, wo die Gefahren des dreyßigjährigen Krieges, Bauernauf-

ruhr und trotzige Landherren dem bedrängten Fürsten den Rath frommer gelehrter Männer sehr nöthig gemacht hatten. Meister Christoph sah seinen Sohn im Geiste schon, mit Kette und Kreuz geschmückt, in der Versammlung der Österreichischen Landstände oder am Hofe des Kaisers, weidete sich an der Ehre, die seinem Hause widerfahren sollte, und verzichtete gern dafür auf die Freuden, einst Enkel auf seinem Schooße zu wiegen und sein Haus auf blühende Kinder in Friede und Eintracht zu vererben.

Rudolph indessen dachte nicht wie sein Vater. Von Kindheit an hatte es ihm das Herz aufgeregt, wenn die Nachbarn Abends in der Schenke, oder an der Tafel im Stifte durchziehende Krieger, von den jetzigen Zeitläuften, von den Zügen der Schweden oder wohl gar vom Wallenstein erzählten, unter dessen Fahnen Manche von ihnen gedient. Dann wallte sein Blut heißer, er hing am Munde der Sprechenden, und in seinen Spielstunden wurden die Gefechte, die er hatte beschreiben hören, unter seinen Kameraden dargestellt, über die er sich, ohne es zu wollen, eine Art von Übermacht erworben hatte. Der Vater horchte wenig auf diese deutlich ausgesprochene Neigung seines Sohnes, und Ru-

dolph mußte bey den Benedictinern bleiben, in deren Klosterzwang er sich wie im Kerker fühlte.

Aber der Knabe trat in die Jünglingsjahre, und das Gefühl fing an zu sprechen. Eine Frohnleichnams-Prozession, bey welcher er, als der schönste und älteste der Klosterschüler, die schwere Fahne zu tragen, und an den ländlich geschmückten Altären am Ufer des Sees während der Evangelien zu stehen hatte, zeigte ihm ein Bild, das auf einmahl viele Räthsel seines Innern löste. Es traten aus dem Zuge sechs weiß gekleidete Mädchen, mit Blumenkränzen in den Locken und Blumenkörbchen in der Hand, hervor, sangen der heiligen Jungfrau einen Hymnus, und streuten die duftenden Kräuter des Mays vor der Hochgubenedeyten hin. Die Eine, bey Weitem die schönste von allen, richtete unter dem Kranze weisser Narcissen, der die goldenen Locken schmückte das unschuldsvolle blaue Auge auf ihn; der Blick drang in sein Herz, die Fahne entsank beynahe seinen Armen. Auch das Mädchen blieb wie gefesselt stehen, die Blumen einen Augenblick regungslos in der ausgestreckten Hand haltend; aber die Gespielen winkten, hastig streute sie ihre Spende vor dem Altar hin, und eilte, sich dem Zuge anzuschließen. Das Bild des Mädchens wich nicht mehr aus Rudolphs Seele, und trotz

Schulstunden und strenger Aufsicht wußte er in wenigen Tagen sich Kunde von dem Mädchen zu verschaffen, zu erfahren, wer sie war, wo sie lebte, und sie, freylich selten und nicht ohne Gefahr, zu sehen und zu sprechen. Hoch oben auf dem Berge, der sich links am See hinab zog, stand des Vaters einsame Hütte, in der er, arm und wenig geachtet, von seiner Hände mühsamen Arbeit und dem Ertrage eines kleinen Feldes lebte. Auf Umwegen über Felsen und Schlüchte, wo Niemand seine Spur ahnte, wußte Rudolph den Weg zu ihr zu finden, und Else hatte den schlanken Jähnenträger zu wohl in's Auge gefaßt, um ihn nicht wieder zu erkennen, als er das erste Mahl, von dem Felsen hinter ihres Vaters Hütte niederkletternd, ihr überraschst, stumm und doch so beredt gegenüber stand.

Von dem an sahen sich die jungen Leute, so oft es möglich war, und diese Besuche hätten vollends den letzten Funken von Neigung zum Kloster ersticken müssen, wenn noch einer in Rudolphs Brust geglimmt hätte. Er erklärte sich bestimmt gegen seinen Vater, ohne gleichwohl des mächtigsten Hinderniſses zu erwähnen, das ihm seinen frommen Beruf verleidete; aber was er schlau verborgen zu halten glaubte, hatten Mißgunst und Zufall doch verrathen. Der Vater entbrannte in heftigem Zorn,

und drohte ihm mit seinem Fluche, wenn er auch nur einen Gedanken an die Bettstadtung da oben im Walde nähren oder es versuchen würde, den Absichten seines Vaters entgegen zu handeln. Von Morgen an sollte er nicht blaß zur Schule und Unterricht in's Stift gehen; Meister Christoph hatte es mit dem Abte besprochen, daß sein Sohn völlig ins Kloster aufgenommen, dort wohnen, schlafen, und ganz als ein Candidat desselben behandelt werden sollte.

In derselben Nacht war Rudolph verschwunden. Die Bestürzung des ersten Augenblicks wich bey dem Vater bald der Überzeugung, daß der Bursche nicht weit fort, und schon wieder zu finden seyn würde, wenn es ihm an Geld gebräche. Indeß wurde bey dem Hüttler im Walde, bey Verwandten in der Umgegend nachgesucht, wo man den Flüchtigen vermuthen konnte; es zeigte sich keine Spur, wohl aber erfuhr man, daß eben im nächsten Städtchen Werber gelegen hätten, die um großes Handgeld Leute für des Erzherzogs Leopold Wilhelm Schaaren zu gewinnen suchten, da die Gefahr vor dem Eindringen der Schweden ins Herz von Östereich täglich wuchs, und Banner und Torstensohn Böhmen verwüstend durchzogen. Wie eine Centnerlast fiel bey dieser Nachricht dem Vater die

Erinnerung an Rudolphs Liebe zum Soldatenſtande auf's Herz, und wirklich ſtand es nicht vier Wochen an, als ein reiſender Handwerksburſche, aus Böhmen kommend, durch den Marktflecken zog, und fürchterliche Dinge von den Gräueln der Schweden erzählte, dem erſchrockenen Meiſter Chriſtoph aber einen letzten Gruß und die Bitte um ſeinen väterlichen Segen von ſeinem Sohne Rudolph brachte, den er in Linz bereits in Montur auf einem ſchönen Pferde unter den Pappenheimiſchen Kürraſſieren auf dem Platz halten ſehen, wo der Oberſt die Truppe muſterte, und mit beſondern Wohlgefallen bey dem ſchön gewachſenen Recruten verweilte.

Jetzt war es um Chriſtophs Faſſung geſchehen. Bisher hatte der Gedanke, daß ſein Verſchwinden nichts als eine Liſt geweſen ſey, nur den Vater nachgiebig zu machen, ſeinen Muth und ſeine Stärke aufrecht erhalten. Nun war das Unglück da, und nicht allein keine Rede mehr von den Würden des geiſtlichen Standes, ſondern vielleicht in Kurzem von dem Leben ſeines Sohnes, der ja im erſten Gefechte fallen konnte. Gern hätte der Vater jetzt ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen entſagt, wenn er nur den Sohn wieder gehabt hätte; er ließ auch durch den Abt an den Oberſten ſchreiben — aber das

Regiment war bereits nach Böhmen aufgebrochen, und in dieser bedrängten Zeit keine Rede von Entlassung auch nur Eines Mannes.

Drey Jahre waren auf diese Art vergangen. Reisende Handwerker, Krämer, die die Jahrmärkte besuchten, brachten zuweilen Nachricht von dem Entfernten. Er hatte im Kloster schreiben gelernt, und benutzte diese Fertigkeit nun, dem Vater und seiner Else manches Zeichen seines Lebens, seiner warmen Erinnerung zu geben. Else, so schmerzlich ihr die Trennung war, so viel sie für den Geliebten zu zittern hatte, wußte ihn doch lieber unter den Pappenheimischen Reitern, als unter den geistlichen Herren; denn an seiner Treue zweifelte sie keinen Augenblick, und fühlte an ihrem Herzen, daß, wenn er das Leben aus dem Kriege zurückbrächte, so brächte er auch seine Liebe mit. Der Vater aber söhnte sich nach und nach mit dem Gedanken aus, den Sohn auf einer andern Bahn zu sehen, die ja doch auch zu Ehren und Würden führen könnte. Rudolph hatte sich nun ausgezeichnet, er war Wachtmeister geworden, man hatte in jenen Zeiten manches Beyspiel, daß ein Kind unbekannter Ältern im Kriege ein glänzendes Glück gemacht, und ein vornehmer Herr geworden war. Sein Unwillen legte sich, und als der lange Krieg-

ſich ſeinem Ende zu nahen ſchien, die Friedensunterhandlungen in Oßnabrück angeknüpft waren, erkrankte Meiſter Chriſtoph ſchwer, er fühlte, daß er nicht mehr aufkommen würde, ließ dem Sohne ſchreiben, der jetzt leicht Urlaub, und, wenn er wollte, auch ſeinen Abſchied erhalten konnte, und Rudolph flog an das Schmerzenslager des verſöhnten Vaters, der eben noch lange genug lebte, um in des Sohnes Armen zu ſterben, und ihm mit ſeinem Segen ſeine ganze beträchtliche Habe zu hinterlaſſen.

Nun dachte Rudolph nicht mehr daran, zu ſeinen Gefährten zurück zu kehren. Er hatte die Welt geſehen, er hatte ſich Ehre erworben. Elſe hatte recht geglaubt; er brachte ſeine ganze Liebe und Treue mit aus dem Kriege und hatte fortan keinen andern Wunſch, als ſie recht bald in ſeines Vaters wohlgeordnetes Haus einzuführen.

Indeß hatte das Wiederkommen des reichen, ſchönen, jungen Mannes Aufſehen in der Nachbarſchaft und mancherley Wünſche und Hoffnungen erregt, und wie er den nächſten Sonntag in der knappen Reiterstracht, mit den kriegeriſchen Stiefeln, den hohen Hut, von dem die rothe Feder über die Schulter wallte, kühn in die Augen [illegible] unter den Bauern am Brunnen v

ſtand, um den Anfang des Gottesdienſtes zu erwarten, da wandten ſich die Augen aller Frauen und Mädchen nach der ſtattlichen Erſcheinung. Man bemerkte ſeinen ſchönen Wuchs, wie gut ihm das Soldatenkleid ſtund, wie er ſich ganz anders in den drey Jahren ausgebildet habe, wie treu und freundlich, trotz des kriegeriſchen Ausſehens, die blauen Augen unter dem dunklen Hut und den vollen gelben Locken hervorblickten; man berechnete, wie reich der Vater war, wie ſchön und wohlverſehen das Haus und die Senſenſchmiede ſey, und Rudolph war von dem Augenblicke an der Gegenſtand vielfältiger Bemühungen, die aber alle ganz ſpurlos an ſeinem treuen Sinne abglitten. Vor allen hatte Gertrud, des Pflegers einzige Tochter, den Eindruck allzuwohl bewahret, den ſein Anblick am Brunnen auf ſie gemacht, und ſie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr, dem vornehmſten und reichſten Mädchen im Orte, glücken würde, auch den bedeutendſten Freyer zu gewinnen. Nichts, was zu dieſem Zwecke führen konnte, — freundliche Einladungen und Auszeichnung, ſchimmernde Ausſichten in die Zukunft, wenn der Pfleger, ein mächtiger Mann in ſeinem Wirkungskreiſe, ſich für den Ehrgeiz des künftigen Schwiegerſohns verwenden wollte, Erkundigun-

gen und endlich unmittelbare Anträge — wurde gespart; aber Rudolph blieb immer gleich ungerührt, bis man zuletzt nicht ohne heftigen Unmuth inne ward, daß dieß anscheinend kalte Herz schon längst von einer stillen Flamme erfüllt und, nur zu warm, von keiner Zeit, keiner Trennung zerstört, seine treue Liebe für ein armes unbekanntes Mädchen bewahrt habe. Jetzt versuchte man es, durch Verläumdungen und Verlockungen die liebenden Herzen zu trennen. Else erfuhr tausenderley Verdruß, Rudolph wurde von allen Seiten mit den nachtheiligsten Berichten von seiner Erwählten gereizt, und Elsens Vater durch Drohungen geschreckt. Aber Alles fruchtete nichts. Rudolph ging still seinen Weg fort, empfand von dem allen nur die Kränkungen, die Else fühlen mußte, erhielt nach mancher Verzögerung ihres Vaters Einwilligung und sah sich endlich am Ziele seiner Wünsche.

Nun saßen sie beysammen am Ufer des Sees im neu beschatteten Erlengebüsch, versenkt in selige Gespräche, die nur zuweilen ausdrucksvolle Seufzer und wortlose Entzückungen unterbrachen. Die Dämmerung hatte indeß der Nacht Platz gemacht. Der Glühwurm fing an durch's Dunkel zu leuchten, und drüben hinterm Walde blickte dü-

ſter und bleich die ſchmale Sichel des Neulichts durch die Wipfel des Tannenwalds auf der Felſenwand, die ſteil vom See in die Lüfte empor ſtieg. Hier und da raſchelte eine Eidechſe oder ein Laubfroſch durch's Gras, und das Nachtgevögel fing an, aus den Büſchen aufzuflattern. Elſe fuhr ein Paarmahl zuſammen, es ward ihr unheimlich zu Muthe, und feſter ſchmiegte ſie ſich an die Seite ihres Bräutigams. Er lächelte ihrer Furcht, und ſuchte ſie zu zerſtreuen; aber Elſe wurde mit jedem Augenblick ängſtlicher, allerley Erzählungen von zauberiſchen Weſen, die in dieſen Stunden der beginnenden Nacht unheimlich zu walten pflegen, von der Macht, die ſie durch verborgene Künſte über Menſchen, Thiere, Wolken und Wellen auszuüben vermögen, fielen ihr ein, und ſie vermochte, ſelbſt in Rudolphs beruhigender Nähe, nicht, ihrem innern Grauen zu gebiethen. In dem Augenblicke ſchallten leiſe Fußtritte durch die Finſterniß. Sie näherten ſich. Elſe zitterte, Rudolph horchte; es kam etwas durch die Nacht geſchritten. Er ſprang auf und trat, Elſen im Arm haltend, dem Kommenden entgegen. Es ſchien eine verhüllte Weibsgeſtalt, die den Waldpfad vom Berge herab kam. Wer da? rief Rudolph: Wer geht hier? Die Geſtalt ſtieß einen dumpfen

Schrey aus, und flog mit ſchnellen Schritten dem Walde zu.

Elſe war ſo erſchrocken, daß ſie lange nicht zu ſprechen vermochte. In ihrem Sinne war die Verhüllte nichts anders als eine Hexe, die oben auf der Bergwieſe, wo das Steinrund liegt, und wo bey Nacht die Elfen tanzen, daß man die Spur ihrer Ringe am Morgen im Graſe ſieht, geweſen war, und nun in irgend einem Zauberwerk, im Kräuterſuchen oder Beſchwören, wozu Einſamkeit und Schweigen erfordert wird, durch Rudolphs Anrede geſtört und vielleicht in große Noth gebracht worden ſey, die ſie ihnen entgelten laſſen würde. Vergebens redete ihr Rudolph zu; vergebens glaubte er an Wuchs und Stimme die Pflegerstochter erkannt zu haben, und ſagte es Elſen. Was ſollte die reiche vornehme Jungfer in ſo ſpäter Nacht hier thun? Wo käme ſie denn ſo allein her? Elſe fürchtete den Zorn der gereizten Hexe, und es dünkte ſie nicht unmöglich, daß ſolche Perſonen auch wohl, um Andere zu äffen und irre zu führen, fremde Geſtalten und Stimmen annehmen könnten.

Während dieſer Reden hatte Rudolph ſein zagendes Mädchen nach Hauſe geführt, und dachte des nächtlichen Abenteuers weiter nicht mehr. Auf

Elsen hatte es einen tieferen Eindruck gemacht, und sie vermochte lange nicht, die unheimliche Begegnung zu vergessen. Aber am schmerzlichsten hatte sie auf jene gewirkt, welche die Ursache all dieses Schreckens war, auf Gertrud selbst; denn sie war es wirklich gewesen, die in der Sonntagsnacht vom Walde herab kam, und Rudolph hatte sie nur zu wohl erkannt. Es war nicht das erste Mahl, daß sie bey aufgehendem Monde, verhüllt und verstohlen, diesen Weg zurück gelegt hatte; und ganz hatten auch Elsen ihre Vermuthungen nicht getäuscht. Nach dem Bilde des Dichters von dem verwundeten Hirschen, der, den tödtlichen Pfeil in der Seite tragend, rastlos durch Feld und Wald eilt, und immer nur die brennende Verletzung fühlt, hatte eine heftige Leidenschaft Gertrud umhergetrieben, seit sie Rudolph das erste Mahl gesehn. Es brauchte lange, bis sie erkannte, mit welchen Hindernissen sie in diesem Herzen zu kämpfen habe, und als sie es endlich einsah, war ihre Neigung schon zu sehr erwachsen, um sie noch mit Erfolg bestreiten zu können. Auch fehlte es Gertrud hierzu an Willen, an Ergebung, an frommem Sinn. Wohl aber versuchte sie durch den Einfluß ihres Vaters, und sonst noch auf jede Art, jenes ihr verhaßte Band zu trennen, und endlich, als auch diese Versuche miß-

langen, nahm sie ihre Zuflucht zu geheimen Künsten. Es lebte manches Weib in der Nähe, der man mehr als gewöhnliche Wissenschaft zutraute, und manche Geschichten wurden erzählt, manches begab sich, das nicht im Laufe der Natur gelegen haben konnte. Eine solche Trösterinn und Rathgeberinn hatte Gertrud gewünscht, und auch bald gefunden, und vieles war versucht worden, dessen Gefahr nur Rudolphs und Elsens gottergebner Sinn von ihnen abgewendet hatte.

So fruchtlos alle diese Bestrebungen blieben, so waren sie doch nicht im Stande, Gertrud von einer hoffnungslosen Leidenschaft zu heilen, und sie erschrack, wie vor einem nie zu ahnenden Unglück, als heut Morgens der Pfarrer nach der Predigt die Brautpaare verkündete, und Rudolph und Else genannt wurden. Ihre Nachbarinn mußte sie halb ohnmächtig aus der Kirche führen. Das erregte Aufsehen. Viele wußten es wohl zu deuten, denn was Gertrud und ihre Ältern sich in dieser Sache versprochen und erlaubt, war bekannt geworden, und als das Hochamt zu Ende war, und die Gemeinde noch am Brunnen auf dem Kirchenplatz verweilte, wurde Rudolphs nahe Heirath, Elsens Glück und der stolzen Gertrud Ohnmacht von allen Seiten beurtheilt und besprochen. Unbe-

sonnene Nachbarinnen ermangelten nicht, der Frau Pflegerinn und ihrer Tochter alles, was am Brunnen geredet worden war, zu hinterbringen, und Gertrud sah sich, nebst dem Schmerz über den letzten verschwundenen Hoffnungsstrahl, auch noch dem allgemeinen Gerede und Gespötte preis gegeben.

Mit verzweifelndem Herzen erwartete sie das Sinken des Tages, um in dieser höchsten Noth bey ihrer Vertrauten Rath zu suchen. Vermummt und unbemerkt war sie mit der Dämmerung aus dem Hinterpförtchen des Hauses geschlichen, hatte eben so ungesehn die Hütte in der Felsenschlucht erreicht, und mit aller Heftigkeit ihres Gefühls augenblickliche Hülfe gefordert, wenn nicht Alles verloren seyn sollte. Gelassen und grinsend wies die Alte sie zur Geduld, sagte ihr, daß sie jetzt an einem Werke arbeite, das ihren Wünschen sicher entsprechen würde, indem alle Stellungen der Gestirne, über die Stunde, wo das geheimnißvolle Gebräu begonnen, günstig gestanden hätten, und daß sie an seinem Gelingen nicht zweifele; nur fordere sie sieben Haare von Gertrudens Haupt. Wie willig verstand sich diese dazu! Auf einem kleinen Schemmel niedersitzend both sie den dürren Fingern der Alten ihr dunkles Gelocke; aber ein ste-

chender Schmerz durchfuhr sie bey dem ersten Haare, das jene auszog. Erschrocken sprang Gertrud vom Schemmel auf, die Alte drückte sie gewaltsam nieder, und ihr höhnisches Lachen begleitete den noch sechsmahl wiederhohlten empfindlichen Stich. Dann führte sie die betäubte Gertrud vor die Thüre, schloß diese hinter ihr, und rief ihr nur noch zu, wenn der Mond voll werde, wieder zu kommen, aber nicht eher.

Noch eine ganze Weile stand Gertrud vor der geschlossenen Thüre. Ihr Haupt schmerzte sie heftig, und ein unnennbares Grausen, wie sie es noch nie gefühlt, wenn sie hier gewesen, hatte sich ihrer bemächtigt. Es war indeß finstre geworden. Alles schien ihr verändert, düster starrten sie die Felsenzacken an, wie sie in die dunkle Luft emporstiegen, ein unheimliches Gebrause ging durch den Wald, der See schlug dumpf und ächzend an's Ufer. Von innerer Angst getrieben, eilte sie an den Büschen des Gestades hin, Fledermäuse schwirrten pfeifend vor ihr auf, jedes rauschende Blatt machte ihr bang', und in dem dämmernden Dickicht, durch welches ihr Weg sie führte, bildete der schief einfallende bleiche Mondesstrahl ihr furchtbare Gestalten. Jetzt, dort in dem Busche am Ufer, regte sich's; sie hörte flüstern, es hob sich lange und furchtbar

empor, es trat ihr entgegen, und Rudolphs Stimme, des heftig Gewünschten, des so schmerzlich Verlornen, traf ihr Herz. Er war es, seine Else im Arm. Schrecken und Jammer preßten ihr einen dumpfen Schrey aus, und sie eilte mit schnellen Schritten dem Walde zu.

Mit welcher Ungeduld erwartete die Gepeinigte den Tag des Vollmondes, indeß das glückliche Brautpaar jeden Morgen mit gleich stiller Freude aufsteigen sah, weil er ihnen neues Glück brachte, und jeden Abend mit Lust berechnete, daß sie nun um einen Tag dem Ziel ihrer Wünsche wieder näher gekommen. Endlich kam der bestimmte Abend. Es war wolkicht und stürmisch. In dunkles verhüllendes Gewand vermummt, eilte Gertrud auf den einsamsten Wegen den See entlang und schlüpfte in die Hütte. Die Alte hatte sie erwartet; kein Licht als das des Mondes, über welches der Wind die Wolkenschatten jagte, erhellte in schnellem Wechsel den unfreundlich finstern Raum. Hinten, wo die Hütte am rauhen Felsen lehnte, schloß ein Pförtchen die geheimnißvolle Höhle, in der die Alte ihre Tränke und Zauber bereitete, während in der vordern Stube alles von gewöhnlicher Armuth und allgemeinem Gebrauche zeugte. Gertrud sah die Alte an, und eine Art Grausen befiel sie; denn es dünk-

te sie, sie habe heut ein ganz anders Gesicht wie sonst. Ihre Mienen mochten die Stimmung ihres Gemüthes verrathen haben. Die Alte grinste sie furchtbar an; Gertrud wagte keinen Laut, sie geboth ihren Blicken, und folgte der Führerinn zu dem Pförtchen. Jene öffnete und trat in die niedre finstre Höhle, in der für jetzt nur ein mäßig großer Kessel auf verglühenden Kohlen zu sehen war. Die Alte hohlte Feuer, Zange und Blasebalg, sie schürte, sie sachte die Lohe an, Gertrud wollte ebenfalls hinein treten, und ihr helfen; sie stieß sie zurück, indem sie ausrief: Thörinn! Es ist dein Tod! Bleib draußen!

Zitternd blieb Gertrud unter der Thüre stehn. Der Kessel fing an zu wallen, ein betäubender Dampf stieg in die Höhe, das Gesicht der Alten wurde im Schein des flammenden Feuers immer fremder, immer gräßlicher; Gertrud wagte nicht mehr sie anzusehn. Jetzt erhob sich der Rauch in dicken Wolken über dem Gefäß und füllte die ganze Höhle an. Blick hin! rief die Alte, und wies mit der dürren Hand an die gegenüber stehende Wand. Der Rauch wallte auf und ab, und ballte und zog sich von einer Seite auf die andere. Endlich war der Mittelpunct frey. Eine wohl eingerichtete Stube erschien; in ihr saß an einem Tische ein

Mann, beſchäftigt eine Flinte zu putzen. Es war Rudolph! Nicht ſein Bild, er ſelbſt, wie er leibte und lebte. Ein größeres Kind ſpielte am Boden, ein kleineres ſchlief in der Wiege am Ofen. Jetzt ging die Thüre auf. Eine Frauengeſtalt trat herein, und Gertrud erblickte mit Entſetzen ſich ſelbſt, wie in einem Spiegel. Die Frau ging zu Rudolph hin, ſie grüßten ſich mit unverkennbarer Zärtlichkeit; dann ſetzte ſich die Gertrud des Bildes hin, nahm das Kind aus der Wiege, legte es an ihren Buſen, und der Vater ſah mit Luſt und Rührung auf ſeine Lieben hinüber. Gertruds Herz ſchlug hoch, ihr Blick flammte. Sie war es! Rudolphs Weib. Ihre Kinder die Seinigen! Ein Ausruf der Freude entfuhr ihren Lippen, mit gräßlichem Gepolter verſchwand Alles vor ihren Augen. Die Alte riß ſie gewaltſam mit ſich aus der Thüre, die krachend hinter ihnen zuſchlug, und ergoß ſich nun in Scheltworten über ihr unzeitiges Geſchrey. Aber Gertrud ließ die Alte keifen, und fragte nur: Und wird es ſo ſeyn? Werd' ich ſein Weib werden?

Du haſt es geſehn! Jetzt frage nicht mehr! Und damit ſchob ſie ſie aus der Stube, und verboth ihr ſobald nicht wieder zu erſcheinen. Gertrud verlangte es nicht. Hatte ſie doch geſehn, was

der Zielpunct aller ihrer heftigen Wünsche war, sich als Rudolphs Weib! Wie träumend kam sie zu Hause an. Rudolph sollte ihr gehören, sie lieben, und sie ein Glück erreichen, dessen Größe, ihr nun selbst schwindelnd vorkam! Bald indeß fand sie sich darein. Sie begriff zwar nicht recht, wie es zugehn sollte, da seine Hochzeit mit Elsen ganz nahe war, und sich nirgends ein Hinderniß, ja nur eine Ursache zur Verzögerung zeigte; aber sie vertraute auf das, was sie bey der Hexe gesehn, endlich auf ihre Vorzüge und Rudolphs gesunden Verstand, der ihn vielleicht doch noch, ehe es zu spät war, den Mißgriff seiner Wahl einsehen machen würde. In diesem Vertrauen harrte sie jeden Tag mit heftiger Spannung auf jede Neuigkeit, auf jedes Wort, das sie von Andern oder im Hause reden hörte, indem sie keineswegs zweifelte, es möchte sich etwas zutragen, welches ihren Hoffnungen entsprechen, und Rudolphs verhaßte Heirath zerstören sollte. Aber Tag für Tag verging, ohne daß jenes Ereigniß eintrat. Gertruds innere Bewegung stieg auf's höchste. Ungeachtet des strengen Verbothes war sie schon zweymahl an der Hütte in der Felsenschlucht gewesen; aber sie fand die Thüre fest verschlossen, und, ob die Alte wirklich abwesend war, oder nur nicht öffnen wollte, blieb ihr ein Räthsel. Endlich fehlten

nur mehr zwey Tage an der bestimmten Frist, und da sich statt jener Nachricht, welche Gertrud mit banger Spannung erwartete, vielmehr die Kunde verbreitete, vorübergehende Jägerbursche hätten die Hütte der Alten im Walde offen stehend, leer, und sie selbst nirgends gefunden, entwickelte sich mit dem Gefühle getäuschter Hoffnung und bitterer Beschämung die Überzeugung in Gertrud, daß die Alte sie betrogen und einen schändlichen Gebrauch von ihrer Leichtgläubigkeit gemacht habe. Mit Hast ergriff sie daher das Anerbiethen einer Verwandten, die den folgenden Tag nach der nächsten Stadt abzureisen gedachte, wo eine Schwester von Gertruds Mutter lebte, um nur nicht zu allen ihren vorigen Schmerzen auch noch die Demüthigung und die Pein zu erleben, an dem Tage der Hochzeit gegenwärtig seyn zu müssen.

So setzte sie sich denn mit ihrer Verwandten in ihr Wägelchen, blickte unter heißen Thränen des Zornes und des Schmerzens noch einmahl vom Ende des Sees auf den Markt und die Waldgebirge zurück, wo da links hinüber der dicke Rauch aus der Sensenschmiede emporwallte, und das Haus stand, in welchem bald eine andere als sie schalten, und des höchsten Glückes dieser Erde, der Liebe des schönsten Mannes, sich erfreuen soll-

te. Sie verwünschte die Hexe, die sie mit falschen Hoffnungen geäfft hatte, und langte in tiefer Betrübniß bey ihrer Muhme an.

Es dauerte nicht lange, so kam die Nachricht von Rudolphs Hochzeitfeste, von der kostbaren Mahlzeit, von dem prächtigen Hochamte in der Stiftskirche, wie stattlich und blendend der Bräutigam in seiner Reiterstracht, (denn noch hatte er den angesuchten Abschied nicht erhalten), wie wunderschön und dabey so demüthig die Braut in ihrem köstlichen Putz ausgesehn, nach dem Städtchen. Man hörte erzählen, daß Rudolph am folgenden Tage zwanzig Arme gespeiset, bey der Tafel ihnen sammt seiner jungen Frau aufgewartet, die sich ungemein hold dabey benommen, und er sie alle mit Kleidungsstücken und einem Zehrpfennig beschenkt habe, und Gertrud konnte den giftigen Pfeilen, die sie auch hierher verfolgten, nicht ausweichen: Ihr Herz war zermalmt, ihr Stolz aufs grausamste verletzt, und nichts blieb in ihrer wunden Brust, als eine unzerstörbare Leidenschaft für den Verlornen.

Indessen schien sich ihr, wenigstens von Einer Seite, eine Art Trost anzubiethen. Ein reicher Hammermeister, der sein Werk aufgegeben hatte, und von seinem ansehnlichen Vermögen in Ruhe

lebte, kam oft in das Haus von Gertruds Verwandten; er ſah ſie, und fand, daß ſie, trotz ihrer ſchon verblühenden Jugend und einem Zuge von Hohn und Stolz in ihren Mienen, noch für ein ganz hübſches Mädchen gelten konnte. Gerade ihr Stolz, ihr entſchiedenes Betragen, gefiel dem eitlen Manne, und daß ſie des angeſehenen Pflegers Tochter und reich war, ſchmeichelte andern Neigungen ſeines Herzens. Er ließ ihr durch die Muhme einen Antrag machen. Sie überlegte. Der Mann war hejahrt, von unangenehmer Geſtalt, und wohnte weit von hier in den Bergen. Das war nicht nach ihrem Sinne; aber der Gedanke, heirathen, und dem Stolzen, der ſie einer Betteldirne aufgeopfert, zeigen zu können, daß ſie eine noch weit glänzendere Parthie hatte finden können, beſtimmte ſie, den Antrag anzunehmen. Nur mußte ihr Triumph vollkommen ſeyn, und deßwegen ihrem Freyer die unerläßliche Bedingung geſetzt werden, daß er ſeine einſame Beſitzung verlaſſen, und ſich in Gertruds Geburtsort mit ihr anſiedeln müſſe. Der Wunſch, in der Nähe ihrer Ältern zu leben, galt zum ſcheinbarſten Vorwande; was am tiefſten dabey im Grunde ihres Herzens lag, geſtand ſie ſich vielleicht ſelbſt nicht ein. Sie wollte jetzt nur den Mann,

der ſie ausgeſchlagen, demüthigen, und die verhaßte Nebenbuhlerinn verdunkeln. Alles erſtaunte daher, als nach Verlauf einiger Wochen, die Pflegerstochter als Gemahlinn des allbekannten reichen Hammermeiſters in ihr väterliches Wohnort zurückkehrte, und bald das ſchönſte Haus im Markte, die koſtbarſte Einrichtung und die prächtigſten Kleider beſaß. Alles beſchwatzte dieſe Neuigkeit, zerbrach ſich die Köpfe über den ſchnellen Entſchluß, beſpöttelte oder lobpries ihn, je nachdem eines Jeden Sinn geſtellt war; nur diejenigen, auf welche der Streich eigentlich geführt war, die, deren Kränkung der eigentliche Zweck dieſes Schrittes geweſen, nur Rudolph und Elſe bekümmerten ſich nicht darum. In der Einſamkeit ihres abgelegnen Hauſes, von dem Treiben und Reden der Nachbarn geſchieden, mit der Einrichtung einer neu angefangenen Wirthſchaft beſchäftigt, durch ihre gegenſeitige Liebe vollgenügend beglückt, fragten ſie wenig nach der übrigen Welt, und man hatte im Flecken ſchon bald aufgehört, von der großen Neuigkeit zu ſprechen, als Elſe erſt am Sonntage in der Kirche Gertruds Heirath vernahm, und ſich herzlich darüber gefreut haben würde, wenn der neue Ehemann, den man ihr zeigte, ihr nicht gar zu alt und häßlich vorgekom-

men wäre. Beym zu Hause kommen erzählte sie es ihrem Manne, das Ereigniß wurde eine Weile besprochen, und am Abend, als sie Hand in Hand vor der Hausthüre saßen, die untergehende Sonne eine glühende Brücke über den See schlug, die Stille des sinkenden Tages, die Schönheit der Natur um sie her, das fromme Glück ihrer eigenen Herzen sie zum innigen Dank gegen Gott aufforderte, hatten sie Gertrud und ihre Heirath rein vergessen.

Aber Gertrud konnte Rudolph nicht vergessen. Zwar lebte sie dem Anscheine nach in glänzenden Umständen, ihr Haus war eines der vornehmsten im Orte, ihr Tisch am besten besetzt, und von jedem Jahrmarkt brachte der gefällige Ehemann ihr schöne Stoffe, köstliches Geschmeide, oder zierliches Geräth mit nach Hause. Dennoch nagte die Natter des Neides und des heimlichen Verlangens an ihrem Herzen. So oft sie Rudolph in der Kirche oder bey einem Schmause erblickte, fühlte sie ihr Innerstes erschüttert, jedesmahl brannte dann die Stelle ihres Kopfes, von welcher die Alte ihr voriges Jahr die Haare genommen, mit unsäglichem Schmerz; sie welkte in ungestillter Sehnsucht langsam hin, und als jetzt die Geburt eines Knaben das Glück des jungen Ehepaars in der

Sensenschmiede vollkommen machte, da riß es, wie mit brennenden Hacken, an ihrem Herzen, und sie wußte sich ihres Jammers kein Ende. Gerade um diese Zeit ließ sich, wie man sagte, die Alte in der Hütte der Felsenschlucht wieder sehen. Jägerbursche, die durch den Wald streiften, wollten sie erblickt haben; denn von jeher zeigte das Geheimnißvolle der Natur sich am ersten dem mit ihr vertrautern Weidmann. Später brachten auch Holzknechte Nachricht von der Anwesenheit der Hexe, und wie man Spuren ihres verborgenen nächtlichen Treibens in dem Steinrund oder auf der Waldwiese gefunden habe. Gertrud sammelte alle diese Kunden in ihrem Herzen; es erwachte eine heftige Lust in ihr, die furchtbare Alte zu besuchen, nur um sie wegen ihres lügenhaften Zauberspiels zur Rede zu stellen. Eine Weile kämpften bess're Regungen und die Erinnerung des ersten Betrugs mit diesem Wunsche; zuletzt siegte dieser. Gertrud besuchte die Alte, sie fand die Thüre nicht mehr verschlossen, sie ging von da an öfters hin, und Alles an ihr und um sie fing an, sich nach und nach anders zu gestalten.

Ihre ungleichen Launen, die reizbare Heftigkeit, welche sie ihrem Manne und allen ihren Hausgenossen oft unerträglich machte, verloren sich all-

mählich, sie wurde freundlicher mit allen, sie nahm gegen ihren Mann ein beynahe schmeichlerisches Wesen an, sie zeigte sich munter in der Gesellschaft, eifrig im Haushalt, und eine innere Sicherheit schien sie über alle äußern Vorfälle zu erheben und zu beruhigen. Mit ungezwungener Leichtigkeit suchte sie nun nähere Bekanntschaft in der Sensenschmiede, sie machte Elsen ein Paarmahl freundlich in der Kirche Platz, sie sprach einige Worte mit ihr, ein gefälliges Betragen stellte sich zwischen ihnen her, aus einzelnen Worten wurden längere Gespräche vor der Kirchthüre und beym Nachhausegehn; die Hammermeisterinn bewies Elsen eine unverkennbare Zuneigung, und Elsens Herz war nicht fähig, früherer Beleidigungen zu gedenken, wo sie Reue oder Willen zu vergüten zu sehen glaubte. Sie erwiederte Wohlwollen mit Wohlwollen, und es machte sich endlich eines Sonntags, daß die Hammermeisterinn, die schon oft von der schönen Lage der Sensenschmiede geredet hatte, Elsen geradezu nach Hause begleitete.

Der erste Besuch war kurz, ihm folgten mehrere und längere. Auch Else kam zuweilen herüber, nur viel seltner; denn zu Hause war Rudolph, ihr Kind und folglich ihre Welt. Auch

hatte Rudolph sie anfänglich vor einer zu genauen Bekanntschaft mit einer Person gewarnt, die ihr einst so viel übeln Willen bewiesen hatte. Das würde allein hinreichend gewesen seyn, Elsen von jeder weitern Annäherung abzuhalten, denn ihres Mannes Wunsch war ihr Gesetz; aber Rudolph mußte selbst nach und nach seinem früheren Argwohn entsagen, die Hammermeisterinn war höflich mit ihm, freundlich mit Else, ohne jene Übertreibung, welche auf Absichten schließen läßt. Der Ruf erzählte, daß ihr häusliches Verhältniß viel anständiger sey, als im Anfange ihrer Ehe, und Rudolphs Herzen lag der Glaube an menschliche Güte, an Rückkehr vom Bösen so nahe, daß auch er endlich seinen heimlichen Widerwillen gegen Gertrud fahren ließ, und nichts mehr dawider hatte, wenn die Frauen sich öfters sahen.

Nur ein einziger Umstand nährte zuweilen den alten Verdacht, oder weckte ihn für kurze Zeit aus seinem Schlummer. Das war die dunkle Vermuthung, welche hin und wieder unter den Bewohnern des Ortes sich regte, als pflege Gertrud einen geheimen Umgang mit der Alten in der Felsenhütte, welche die ganze Gegend eine Hexe schalt. Doch auch diese Gerüchte waren so wenig bestätigt, Gertruds Benehmen zeigte so wenig Spuren ei-

nes solchen Sinnes, daß auch diese Gedanken keine bleibende Festigkeit erhalten konnten, und der Umgang der beyden Frauen um so ungestörter war, da die Hammermeisterinn am liebsten jene Stunden oder Tage zu ihren Besuchen wählte, wo sie den Sensenschmied nicht zu Hause wußte. Diese Beobachtung trug nicht wenig bey, auch Elsens Herz über jede eifersüchtige Regung gegen die noch immer hübsche und einst so gefürchtete Nebenbuhlerinn zu beruhigen.

Gegen den Frühling mußte Rudolph eine etwas längere Reise unternehmen. Else dachte mit Schmerz an die bevorstehende Trennung; Gertrud baute eine sichere Hoffnung darauf, und so blieb, was auch in ihrem Herzen bey dem Gedanken an Rudolphs Entfernung sich regen mochte, ihre Haltung äußerlich ruhig.

Rudolph war nun abgereiset; vor dem Anfange des May war seine Rückkehr nicht zu erwarten. Else fühlte sich recht verlassen, und selbst Gertrudens Gesellschaft vermochte wenig über ihre Sehnsucht. Diese kam jetzt desto fleißiger, um die Einsame, wie sie sagte, zu trösten. Die Spinnabende hatten mit der beginnenden Feldarbeit aufgehört, die Frauen waren sehr oft allein, und Else, die für ihr Leben gern wunderbare Ge-

ſchichten, und ſchauerliche Ereigniſſe hörte, fand ſich am beſten zerſtreut, wenn ihre Freundinn ſolche Gegenſtände auf die Bahn brachte; und das that ſie, wie es ſchien, ſehr gern. Es kam allerley zur Sprache, und nachdem das Kapitel der Geiſtererſcheinungen, der Ahnungen, der deutſamen Träume erſchöpft war, erzählte Gertrud ihrer Freundinn Mancherley, was eine neue Welt vor ihren Blicken eröffnete, nähmlich: von Menſchen, die ſich unſichtbar zu machen, oder zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten zu ſeyn vermöchten, von der Wiſſenſchaft, Abweſende deutlich und klar vor ſich erſcheinen zu machen, ihnen, trotz großer Entfernungen, Liebes oder Leides nach Gefallen zuzufügen; zukünftige oder auch gegenwärtige, wie wohl weit entlegene Dinge zu erforſchen; von der Macht, in undenkbar ſchneller Zeit einen verhältnißmäßig ungeheuren Raum zurück zu legen, Verſtorbene zu rufen u. ſ. w. Wie mit großer Vorſicht, und unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, theilte ſie ihr einige ſolche Erfahrungen, von denen ſie bey ihrem letzten Aufenthalte in der Stadt gehört, mit, und [illegible] nicht undeutlich zu verſtehn, daß die Mutter [illegible] ſter, bey der ſie damahls gelebt, ſelbſt in [illegible] reren ſolchen Künſten erfahren geweſen ſey.

ihrer Nichte erstaunenswürdige Proben ihrer Wissenschaft habe sehen lassen. Elsens Neugierde war auf's höchste gespannt. Unzählige Fragen drängten sich in ihrem Geiste, und indeß ein Schauer nach dem andern sie überrieselte, forschte sie immer weiter, und hing wie bezaubert an den Lippen der kunstvollen Erzählerinn.

Gertrud hatte richtig berechnet. Elsens Vorwitz, ja ihre brennende Begierde nach solchen Dingen war aufgereizt, besonders da nach und nach Gertrud sich manchen Wink entfallen ließ, es sey nicht unmöglich, ähnliche Dinge einmahl zu sehn, oder Zeuge davon zu seyn, wenn man auch, wovor Else schon bey dem fernsten Gedanken zurück schauderte, nicht den geringsten Antheil selbst daran nähme.

Ist es möglich? rief Else erstaunt. Warum nicht? erwiederte Gertrud: Es gibt Verwahrungsmittel, Vorkehrungen, die zu treffen sind, es werden den übernatürlichen Mächten gewisse, unüberschreitbare Schranken gesetzt. Vorsichtig muß man freylich seyn, sich von keinem Vorwitz, auch von keinem unzeitigen Schreck hinreissen lassen, die bestimmten Grenzen zu übertreten, oder zu sprechen, wo das tiefste Schweigen gebothen ist. Übrigens kann dann nichts geschehn, und wie ihr mich da

seht, frisch und gesund, und so eine gute Christinn, als ihr seyd, bin ich schon mehr als einmahl Zeuginn solcher wunderbaren Dinge gewesen, und habe Sachen gesehen, Sachen, deren Wiedererzählung Euch ein Mährchen bedünken würde.

Das waren neue Funken in Elsens Geist geworfen. Bunte wunderbare Bilder wogten vor ihrer Seele auf und ab, was sie oft und jederzeit mit der lebhaftesten Anregung gehört, und als unglaublich, als ihr wenigstens auf immer unzugänglich, betrachtet hatte, trat nun als wirklich, als erreichbar vor sie hin, und zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt an. Gar zu gern hätte sie auch so etwas gesehn, und ohne diesen Wunsch deutlich auszusprechen, wovon eine geheime Scheu sie immer zurückhielt, zeigten die kleinen Künste, mit welchen sie jedesmahl, so oft sie sich mit Gertrud allein befand, das Gespräch auf diese Gegenstände zu lenken wußte, wie alle Kräfte ihrer Seele sich nach und nach dahin wandten.

Gertrud that das ihrige, um diese Gluth zur hellen Flamme aufzufachen. Sie ließ ihre Freundinn errathen, daß sie mehr als bloße Zuschauerinn bey jenen Mysterien gewesen sey, daß auch ihr manche Sprüche, manche Vorschriften, wie man sich der natürlichen Kräfte zu übernatürlichen Zwe-

ken gebrauchen könne, nicht unbekannt seyen, und obwohl eine Art von scheuer Entfremdung vor ihrer zauberhaften Freundinn Else im ersten Augenblick nach dieser Eröffnung ergriff, so wirkte doch die Bemerkung, daß ja Gertruds Ruf und Leben untadelhaft, ihre Wirthschaft gesegnet, ihr Christenthum von Niemand bezweifelt sey, nach und nach dahin, jenes scheue Gefühl zum Theile zu überwinden. Sie setzte nicht allein ihren Umgang eifrig fort, sondern sie ließ sich immer mehr und mehr in jene Schlingen verstricken.

So war der halbe März und fast der ganze Aprillmonath vergangen. Rudolph wurde binnen zehn, zwölf Tagen zurück erwartet; Elsens Herz schlug höher in freudiger Erwartung des geliebten Gemahls, des Vaters ihres Säuglings, und auch in Gertruds Brust regten sich Gefühle gewaltigerer kühnerer Art bey dem Gedanken, daß sie ihn bald und unter ganz andern beseligendern Verhältnissen wieder sehen werde, daß aber nun auch, was zu geschehen habe, schnell und kräftig gethan werden müsse. An einem milden Abend in den letzten Tagen des Aprills, saßen die Frauen vor der Thüre der Sensenschmiede beysammen. Rudolphs nahe Zurückkunft, allerley Vorbereitungen hatten bisher den frohen Gegenstand von Elsens Gespräch

chen mit ihrer Vertrauten ausgemacht. Aber jetzt fing es an zu dämmern, die Farben verblaßten, die entferntern Gegenstände verloren sich in undeutliche Massen, und schon strahlten helle Sterne aus dem Mühlbache wieder, der hinter dem Hause mit Getöse von den Rädern stürzend, hier mit beruhigten Fluthen dem See zuströmte. In den dichten Gebüschen an seinem Ufer, in dem Wald auf der Berglehne war es tiefe Nacht; Leuchtkäfer schwebten mit stillem grünlichen Lichte durch das Dunkel, kreisten vor den Frauen herum, und Gertrud schien ihr Spiel mit bedeutendem Ernst zu betrachten. Einzelne Worte, die ihr gleichsam entschlüpften, bestätigten dieß. Es fiel Elsen auf, und die gewohnte Gedankenreihe knüpfte sich an die seltsame Beobachtung, als plötzlich ein heller Feuerball aus dem Gesträuche von der Bergseite herausfuhr, und, an Gertrud vorüber fliegend, zischend im Mühlbache erlosch. Es ist gut! sagte diese ruhig: Ich werde kommen.

Else sprang auf, und starrte aus der Entfernung ihre Gesellschafterinn an. Was war das? rief sie endlich, schlug ein Kreuz, und wagte es nicht, näher zu Gertrud zu treten. Närrisches Weib! erwiederte diese höchst gelassen: Was wirds seyn! Sie laden mich ein auf den ersten May.

In der Wallpurgisnacht? rief Elſe mit noch größerem Schrecken: Und ihr werdet gehen?

Anders kann ich wohl nicht. Es hat ſo ſeine eigene Bewandtniß mit ſolchen Einladungen, und ohne Gefahr können ſie nicht abgeſchlagen, ſo wie nicht ohne großen Nutzen angenommen werden.

Ihr wollt auf den Blocksberg reiſen? Gertrud! Um Gottes Willen — wo der Satan Hof hält, wo die Teufel —

Lächelnd ſchüttelte dieſe das Haupt. Welche alberne Vorſtellungen! antwortete ſie: Man merket wohl, daß ihr das vom Hörenſagen aus unwiſſender und einfältiger Leute Mund habt. Es iſt nicht ſo fürchterlich und nicht ſo verderblich, wie ihr meint, das kann ich euch verſichern.

Waret ihr denn ſchon dort?

Einmahl im vergangenen Jahre. Die Muhme nahm mich mit.

Die Muhme? War ſie doch nicht hier, ich hätte ja auch davon wiſſen müſſen.

Ihr macht mich lachen. Wohl war ſie hier, aber freylich nicht, um hier zu wohnen, oder in ihrem gewöhnlichen Wagen, wie ihr zu glauben ſcheint. Bey der Nacht hat ſie mich abgeholt. Wir haben ſchon unſer Fuhrwerk, es geht ſchnell und ſicher, und es braucht einen Niemand zu ſehen.

Also auf der Ofengabel? Oder auf dem Besen? —

Else! antwortete Gertrud gleichsam ungeduldig: Redet doch nicht so thöricht, und so ganz wie das dümmste Volk! Doch was brauche ich euch viel zu sagen oder mich zu ereifern? Die Sache ist nun einmahl, wie sie ist, und geht euch nichts an. Ihr fahrt doch nicht mit mir, das weiß ich.

Nein, sicher nicht! rief Else hastig: Aber — indem sie sich besann — sehen möchte ich solch eine Reise wohl einmahl.

Es wäre ein leichtes. Doch lassen wir das! Ihr seyd gar zu ängstlich, es ist nichts für euch.

Sie schwieg und schien das Gespräch endigen zu wollen. Auch Else sprach eine Weile nichts, aber was sie gehört und gesehn, war doch gar zu wunderbar; sie fing auf einem Umwege abermahls an, davon zu reden, sie ging endlich in ihrem Muth so weit, sich um die Art der Zusammenkunft in der ersten Maynacht zu erkundigen, und Gertrud machte eine Beschreibung von Freuden und Genüßen so unaussprechlicher wundervoller Natur, daß diese Bilder nicht mehr aus Elsens Seele schwanden.

Es waren noch einige Tage bis dahin. Gertrud zeigte sich seltner, die Vorbereitungen zu der Reise hielten sie auf, wie sie sagte. Was sie

in den wenigen mit ihrer Freundinn zugebrachten Augenblicken ihr davon erzählte, war darnach berechnet, jene schon entzündete Begierde noch höher anzufachen, besonders da sie ihr versicherte, wie man das Alles mit ansehn, ja unter den nöthigen Vorkehrungen selbst mitmachen könne, ohne seinem Seelenheile zu schaden, ohne eine minder gute Christinn zu seyn, wie Else ja an Gertruds eignem Beyspiele sähe.

Alles dieß, so schlau es auch Gertrud darauf angelegt hatte, um Elsen zur Theilnahme an ihrem fluchwürdigen Unternehmen zu bewegen, erreichte nun wohl dieß Ziel nicht; denn tiefe Frömmigkeit, und besonders die Liebe zu Rudolph, den sie mit jedem heimlichen Schritte zu kränken fürchtete, hielten Elsen von jedem gewagten Entschlusse ab. Aber das glaubte sie sich doch erlauben zu dürfen, die Freundinn auf ihrem wunderbar geschilderten Reisewagen zu sehen, und so wurde verabredet, daß Gertrud, wenn sie bey Elsens Hause seyn würde, wo ihr Weg sie, wie sie behauptete, vorüber führen müsse, ans Fenster klopfen, und Else dann doch dieses Alles, wie sie es wünschte, sehen könnte.

Die Nacht des ersten May kam heran. Ein helles Vollmondslicht verklärte die Gegend in un-

beschreiblich mildem Glanze. Else lag schlaflos in ihrem einsamen Bette. Gedanken an den abwesenden Geliebten, an seine nahe Wiederkunft, an die nächtliche Reise der Freundinn kreyzten sich wechselweise in ihrem Kopfe. Da schlug es langsam auf der Zimmeruhr die eilfte Stunde; ein wunderlicher Schauer ergoß sich über Elsen, und gleich hierauf pochte es ans Fenster. Das war Gertrud. — Geh nicht! Geh nicht! flüsterte eine Stimme in Elsens Brust; aber es pochte noch einmahl, und stärker, und das helle Mondlicht warf einen langen Schatten der vor dem Fenster stehenden Gestalt ins Zimmer. Else schlug ein Nachtkleid über sich, sprang aus dem Bette und wirbelte das Fenster auf; denn es wäre doch gar zu ungezogen gewesen, sich nicht einmahl zu zeigen. Da stand Gertrud köstlich, aber in wunderbaren Farben geschmückt, und grüßte Elsen mit widrigem Lachen. Ihr seht, ich halte Wort, sagte sie: da bin ich mit meinem Fuhrwerk.

Seh' ich doch keins, erwiederte Else: Ihr seyd zu Fuß.

Welcher Einfall! erwiederte jene: Ich bin nur abgestiegen, dort steht der Wagen. Sie wies ein paar Schritte abwärts. Else lehnte sich stärker hervor, um die Kutsche zu sehn, und erblickte wirk-

lich etwas seltsam gestaltetes, von dem sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte, und zwey häßliche aber ungeheure Fledermäuse davor angespannt. Nicht möglich! rief sie: Das euer Wagen?

Ja doch, ja! antwortete Gertrud: Ihr seht ihn nur nicht recht, und mit diesen Worten langte sie nach Elsens Hand, als wollte sie sie in eine Stellung rücken, von wo aus sie das Fuhrwerk besser ausnehmen konnte; aber in dem Augenblick fühlte sich Else mit unwiderstehlicher Gewalt gefaßt. Was macht ihr? rief sie: Laßt mich los! Aber Gertrud lachte höhnisch. Nicht doch, nicht doch! rief sie: Kommt nur, der Wagen wartet — und bey diesen Worten riß sie mächtig an dem Arm der Erschrockenen, zog sie gewaltsam aus dem Fenster, der Wagen flog unter dem gellenden Pfeifen der Fledermäuse herbey, und plötzlich sah sich Else an Gertruds Seite auf dem Fuhrwerke, das sich zu ihrem größten Schrecken geradezu in die Luft erhob. Sie stieß einen lauten Schrey aus, ihre Sinne schwanden, und als sie wieder zu sich kam, lag bereits die heimathliche Gegend mit allen ihren Bergen und Seen im hellen Mondlicht tief unter ihr. Sie war vor Angst außer sich, sie wollte um Hülfe rufen. Gertrud legte ihr die Hand auf den Mund. Keinen Laut! rief sie: Kei-

nen Nahmen, der uns jetzt in Gefahr bringen könnte! Haltet euch still! Ihr seyd in meiner Macht. Else schwieg, sie sah die Wahrheit dieser entsetzlichen Versicherung nur zu gut ein. Jede Nerve an ihr zitterte, mit jedem Blicke hinab in die unermeßliche Tiefe, über der sie schwebte, und in welcher sie beym schnellen dahin Fliegen, Städte, Dörfer, weite Ebenen, ansehnliche Gebirge und große Flüße, wie auf einer unabsehbaren Fläche ausgebreitet, unter sich unterschied, wuchs ihr Grauen, ihre Angst und ihre Reue, sich jemahls mit diesem zauberhaften Weibe in einen freundschaftlichen Verkehr eingelassen zu haben. Jetzt dachte sie ihres Mannes, seiner frühern Warnungen, seines Schreckens, wenn er sie bey seiner Zuhausekunft nicht vorfände, ihres Kindes; eine nahmenlose Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele, und selbst die Thränen versagten der Geängsteten. Plötzlich hörte sie ein widriges Schwirren und Kreischen durch die Luft, allerley häßliches Gevögel, seltsame Fratzengestalten schwärmten unter, neben, über ihr hin; sie schloß die Augen vor dem grauenvollen Anblick, und empfahl ihre Seele Gott und allen lieben Heiligen; denn des irdischen Lebens hatte sie sich schon verziehen.

Da fühlte sie, daß der Wagen sich allmählig senkte, und die Blitzesschnelligkeit der Bewegung nachließ. Wir sind zur Stelle! rief Gertrud. Elfe schlug die Augen auf, ein helles Licht, wie aus der Esse eines Hochofens, schlug ihr ins Gesicht, nahe unter ihr lag die waldige Kuppe eines hohen Berges. Alles schien in Flammen zu stehn, und doch brannte nichts, die Tannenbäume standen unversehrt in der Lohe, weder Gras noch Laub schienen den Brand zu spüren; aber auf der feurigen Ebene, mit Steintrümmern eingefaßt, in deren Mitte sich ein Haufen Steine wie ein Altar erhob, kreisten, schwebten, zischten, heulten und pfiffen die fürchtbarsten, die seltsamsten, die gräßlichsten Gestalten in der hellen Erleuchtung pfeilschnell hin und wieder, daß Elfen vor dem Anblick Hören und Sehen verging, und sie des Verboths uneingedenk, mit lautem Schrey: Jesus Maria! aufrief. In dem Augenblick verschwand alles mit donnerndem Getöse vor ihren Augen. Dichte Finsterniß umhüllte sie, sie fühlte sich sinken, stürzen, sie glaubte sich ihrem Tode nahe, empfahl sich in Gottes Hand, und verlor das Bewußtseyn.

Ein milder, wunderlieblicher Morgen verkündete die Ankunft des schönsten Monathes im Jahre, des holden May. Wie ein jugendlicher Held, ihre Bahn siegreich zu durchlaufen, stieg die Sonne über einem Föhrenwald herauf, ihr Strahl verjagte den letzten frostigen Nachthauch, der noch in Büschen und Niederungen weilte, das Morgenopfer der neubelebten Erde wallte in leichten Wölkchen von den erquickten Wiesen zum Himmel empor, die Sonne sog den duftigen Nebel auf, Licht, Wärme, Leben drangen in die beseelte und unbeseelte Schöpfung. Da fühlte auch ein unglückliches Weib, das wie sterbend an einem Zaune lag, den milden Einfluß; sie schlug die matten Augen auf, sie sah sich erstaunt, entsetzt herum in der weiten hellen Ebene, wo kein Gegenstand ihr irgend eine bekannte Erinnerung zurief; sie betrachtete sich selbst, sie begriff keinen Zusammenhang, nicht wie sie hierher gekommen, nicht wo sie sey? Eine unendliche Müdigkeit lag in ihrem ganzen Wesen, und nur ein tiefer innerer Schmerz mahnte die Unglückliche, daß in dem Dunkel ihrer Erinnerungen nichts als Qual und Elend lag.

Jetzt richtete sie sich auf, sie ermunterte sich, sie fing an sich zu besinnen, einzelne schreckliche Bilder, qualvolle Empfindungen wachten nach

und nach in ihrem betäubten Geiſte auf, es war ihr, als hätte die letzte Nacht unendlich lange gewährt, und die frühere Vergangenheit liege weit hinter ihr. O mein Rudolph! Mein Rudolph! Mein Kind! rief ſie jetzt jammernd aus, und ein Thränenſtrom ſtürzte über ihre Wangen. Allmählich ordneten ſich ihre Gedanken; mit den Thränen ſchien der betäubende Schwindel von ihr zu weichen, ſie erkannte alles klar, ſie war durch die Bosheit einer falſchen Hexe von ihrer Heimath, von ihrem Gatten entfernt. Wo ſie aber war? Wie ſie hierhergekommen? das begriff ſie nicht.

Es bedurfte einiger Zeit, bis ſie gefaßt genug war, ſich in ihren nächſten Umgebungen umzuſehn; aber da war auch gar nichts, das ihr nur im geringſten bekannt vorgekommen wäre. Eine flache Gegend dehnte ſich unabſehlich rings herum aus, hie und da ragten Kirchthürme ferner Dörfer empor, eine breite ſchöne Straße lief durch Äcker und Wieſen hin, worauf ſie einige bepackte Fracht- und Reiſewagen kommen ſah. Es ſchien ein wohlbebautes Land, und in der Ferne glaubte ſie die Mauern und Thürme einer Stadt zu entdecken, nach welcher zu die Poſtſtraße führte. Rings aber um ſie herum war weder Dorf noch

Haus, das nächste wohl eine halbe Stunde entfernt, und sie so erschöpft, daß sie kaum wußte, wie sie es erreichen, und noch weniger, was sie sagen würde, um bey der abentheuerlichen Art ihrer Hierherkunft Glauben zu finden und nicht als eine Landstreicherinn angehalten zu werden.

Dennoch mußte ein Entschluß gefaßt werden; sie erhob sich mühsam, und wankte eine Weile am Zaune hin. Da schlenderte ein munterer Knabe, der eine Heerde Gänse, wahrscheinlich aus dem nächsten Dorfe, vor sich hertrieb, den Weg zwischen den Feldern heran. Else faßte sich ein Herz und redete ihn an, indem sie ihn um den Nahmen des nächsten Dorfes, und der Stadt dort in der Ferne fragte. Sie hörte Klänge, die ihrem Ohr ganz fremd waren; auch die Aussprache des Knabens, obwohl Deutsch, kam ihr ungewohnt und nicht recht verständlich vor. Sie fragte um das Land, den Fürsten, welchem es gehörte, und nun besann sie sich, diese Nahmen von ihrem Manne bey Gelegenheit seiner Feldzüge nennen gehört, aber auch allemahl die Vorstellung einer sehr weiten Entfernung damit verbunden zu haben. Der Knabe war indeß mit seiner Heerde vorübergezogen, und Else stand verwirrt, unschlüßig, wie bisher. Doch raffte sie sich

auf und ging dem Dorfe zu; aber sie konnte es nicht erreichen, ihre Erschöpfung war zu groß, sie sank in's Gras am Wege nieder, fühlte mit neuem Schmerz ihre gänzliche Verlassenheit, und fing von Neuem bitterlich an zu weinen.

Der Schall nahender Männertritte weckte sie aus ihrem dumpfen Jammer. Sie sah auf. Ein bejahrter Mann, schwarz gekleidet, mit ehrwürdigen Zügen, kam die Straße her, und blieb verwundert vor der unbekannten Wanderinn stehen. Mit einer Frage, wie weit es noch in jene Stadt, die sie nannte, sey, knüpfte sie das Gespräch und ihre Erkundigungen an. Des Alten Reden bestätigten und erläuterten, was der Knabe gesagt hatte. Sie fragte endlich, wie weit es von hier bis nach — sie nannte ihr Wohnort — sey? Der Mann hatte den Nahmen nie gehört. — „Oder bis an die Donau, bis Linz?“ O mein Kind! Wohl über hundert Meilen! war des Mannes Antwort, und Elise erbleichte, und ein Ton des heftigsten Schmerzens drang aus ihrer Brust. Der Mann hatte Mitleid mit ihr. Woher bist du, mein Kind? fragte er liebreich, und wie kommst du hierher, wo du ganz fremd zu seyn scheinst? Hier brachen Elisens Thränen auf's neue hervor. Der Alte suchte sie zu beruhigen; aber das volle

Gewicht ihres Unglücks stürzte mit zermalmender Gewalt auf sie, sie konnte nicht antworten, und was hätte sie auch sagen können, was dem Unbekannten nicht wie ein Mährchen geklungen, und sie in seinen Augen verdächtig gemacht haben würde? Sie warf sich in's Gras hinüber, und überließ sich schluchzend der Betrachtung und dem Gefühle ihres grenzenlosen Elends. Nach einer Weile erhob sie sich. Der Mann stand noch mitleidig vor ihr. Die Nothwendigkeit zu sprechen, ihm zu sagen, woher sie sey, erschien ihr als unausweichbar, und sie war so gar nicht vorbereitet. Weinend blickte sie zu ihm empor, faltete die Hände und sagte: Wer ich bin und woher ich komme, sollt ihr erfahren, sobald ich im Stande bin, von Dingen, die mich so tief betrüben, zu sprechen. Habt Geduld und laßt mir Zeit! Der Schulmeister — denn das war er — sah bey diesen Worten den Ausdruck ihres offenen, lieblichen Gesichts, er sah die in Thränen schwimmenden blauen Augen, wurde gerührt, und sagte: Gut, meine Tochter! Ich will nicht in dich dringen, weil es dir Schmerz macht; auch könnte ich mich ohnedieß nicht bey dir verweilen, mein Geschäft führt mich dort in jenes Dorf. Aber in einer Stunde komme ich wieder, und dann wollen wir weiter sprechen. Mit diesen Worten schrit-

telte er der Tiefbetrübten treuherzig die Hand, und verfolgte seinen Weg.

Else sah ihm nach. Der Gedanke: was wirst du dem guten Greise sagen, wenn er wieder kommt? stand schreckend vor ihr. Woher sollte sie sagen, daß sie käme, und wie war sie hierher gerathen? Wußte sie es doch kaum selbst! Ihr Herz drängte sie, die Wahrheit zu gestehen, und doch fürchtete sie, sich damit, so schuldlos sie war, verdächtig oder verhaßt zu machen. Da fielen ihr die Fracht- und Reisewagen in die Augen, die jenseits der Felder auf der breiten Straße gegen die Stadt hinzogen. Sie erinnerte sich, von ihrem Rudolph gehört zu haben, daß dieses Städtchen nicht weit von Braunschweig liege. Sie ordnete ihre Gedanken, dankte Gott für die Fassung, die er ihr geschenkt, für den Antheil, den ein guter Mensch an ihr nahm; sie fand in allem dem einen Fingerzeig, sich hier um eine Unterkunft umzusehen — denn wo konnte sie in dieser Gegend hingehen, wo sie nicht eben so fremd war — und sie erwartete mit etwas mehr Ruhe, obwohl noch immer mit dem tiefsten Schmerz, die Wiederkunft des Schulmeisters. Diese erfolgte auch in nicht gar langer Zeit; und nun erzählte ihm Else, daß sie bey einer fremden Herrschaft in Linz gedient, daß diese über Wien

nach Braunschweig, und von dort noch weiter habe reisen wollen, daß sie mit ihr den Weg bis auf einige Meilen von hier gemacht, aber da so schwer krank geworden sey, daß die Herrschaft, die sich nicht aufhalten könne, sie dort habe zurück lassen müssen; daß sie während ihrer langen Krankheit ihre kleine Baarschaft, und was ihr die Herrschaft gegeben, verzehrt, sich freylich nun auf den Weg gemacht, aber ohne Geld, ohne Bekanntschaft, und mit noch schwachen Kräften, verzweifeln müsse, Braunschweig zu erreichen, wo sie ohnedieß ihre Leute nach so wenig Wochen kaum mehr vermuthen könne.

Diese Erzählung, welche ziemlich wahrscheinlich klang, erweckte des Schulmeisters innigstes Mitleid mit der Verlassenen, deren Kleidung und Ansehen ganz wohl mit dem Gesagten übereinstimmte, und er fragte sie, was sie nun zu thun entschlossen sey?

Ach wenn ich Jemand fände, der mich in Dienst nehmen wollte, als Magd, als Hirtinn; ich bin eine Bauerstochter, kenne die Landarbeit und scheue keine.

Der Alte sah sie eine Weile an. Wahrhaftig, sagte er endlich, es scheint, der Himmel habe dich mir zugeschickt, oder mich dich finden lassen, mir

Tochter! Ich bin Schulmeister hier im Dorfe, und lebe mit meinem schon etwas kränkelnden Weibe ganz allein dort in dem Hause, vor dem die Linden stehn. Vorgestern starb unsere Magd, die uns siebzehn Jahre redlich gedient. Mein Weib wollte sich nicht trösten über diesen Verlust, und heute schickt uns Gott unverhofft eine andre, und, wie es scheint, recht brave. So laß es uns denn in seinem heiligen Nahmen mit einander versuchen; ich hoffe, wir sollen uns vertragen.

Elsen tönten diese Worte wie eine Bothschaft vom Himmel. War sie doch jetzt nicht mehr ganz verlassen! Hatte sie doch einen Menschen gefunden, der sich ihrer annahm! Sie erhob sich und ging, so schnell es ihre Mattigkeit erlaubte, mit dem Alten in sein Haus. Freylich wollte die Schulmeisterinn einige Einwendungen über der neuen Magd gar zu große Jugend und gar zu liebliches Aussehen machen; aber der Mann wußte sie alle mit freundlicher Zuversicht zu beseitigen, und Elsens Betragen zeigte bald, daß die guten Menschen ihre Wohlthat an keine Unwürdige verschwendet hatten. So fleißig, so geduldig, so treu war noch keine Magd gewesen; sie überhob die Frau, welche schon die Beschwerden der Jahre zu tragen hatte, so viel sie konnte, sah ihr ihre Wünsche an den Augen ab,

ſuchte ihren Gebiether durch Gehorſam und pünctliche Ordnung zu erfreuen, und ſchaltete wie ein guter Geiſt in dieſem Hauſe, das ſie gaſtfreundlich aufgenommen. In wenigen Monathen war ihr Verhältniß zu ihrem Dienſtgeber ganz verändert. Sie ſchienen nicht eine Magd aufgenommen, ſondern eine liebende Tochter gefunden zu haben; und auch ſie verehrte das alte Paar gleich ihren leiblichen Ältern.

Aber ſo ſchön und lohnend auch Elſens Stellung zu dieſem Hauſe war, ſo vermochte ſie doch den tiefen Kummer und die unauslöſchliche Sehnſucht nach ihren fernen Lieben nicht zu beſchwichtigen. In der Einſamkeit ſtiller Nächte floſſen ihre Thränen, und jammernd lag ſie täglich im Gebethe vor Gott, daß er ſich ihrer Noth erbarmen und ihr einen Weg zeigen möge, um zu den Ihrigen zurückzukehren. Der Gedanke an die Angſt ihres Rudolphs, an ſeinen Schmerz um ſie, an die ſeltſamen Vermuthungen, die er, und alle Welt ſich von ihrem Verſchwinden machen mußten, die Sorge um ihr verlaßnes Kind, wegen deſſen ſie ſich die bitterſten Vorwürfe machte, Grauen und Furcht vor den Abſichten der gottloſen Gertrud, alles das vereinigte ſich in manchen Augenblicken, um ihr Herz bis zur Ver-

zweiflung zu bringen, und nur die Vatergüte Gottes hielt das zitternde Geschöpf, daß es nicht ganz in dieser Nacht versank, und auf den Allmächtigen vertrauen konnte, der züchtigt, weil er liebt, der den glimmenden Docht nicht auslöschen, das zerknickte Rohr nicht zerbrechen will.

So vergingen zwey kummervolle Jahre. Allerley unter der Hand angestellte Nachforschungen blieben ohne Erfolg; es erschien ihr kein Weg, etwas von ihren Lieben zu erfahren, noch weniger eine Möglichkeit, ohne Geld, ohne Weisung zu ihnen zurück zu kehren. Zu Ende dieser Zeit starb endlich nach langem Siechthum Elsens Gebietherinn, und ihr folgte bald der einsame Witwer, der es nicht vermochte, ohne die Gefährtinn zu bleiben, mit der er eine so lange Strecke des Lebensweges in Eintracht zurück gelegt hatte. Die fromme Else hatte beyde mit kindlicher Treue gepflegt, und ihnen die Augen zugedrückt; aber sie erschrack freudig, als nun die Gerichte erschienen, um über die Verlassenschaft des alten Paares abzuhandeln, und es sich bey Eröffnung des Testamentes zeigte, daß ihr Wohlthäter ihr eine kleine Summe zugedacht hatte, die sie in Stand setzte, mit dem, was sich ihre Genügsam-

keit erſpart, die Reiſe in ihre Heimath zu Mann und Kind anzutreten.

Unabläſſig war nun ihr Sinn auf dieſe Rückkehr gerichtet, das lang entwöhnte Gefühl der Hoffnung blühte auf's neue in ihrem Herzen auf, und die bloße Möglichkeit, ihre Lieben wieder zu ſehn, die ihr ſeit ihrer Verbannung ganz verſchwunden war, erfüllte ſie mit ſtillem Entzücken.

So bald es thunlich war, führte ſie ihren Vorſatz aus, nachdem ſie ſich nach der beſten Art und Weiſe erkundigt hatte, um nur ja des heiß gewünſchten Zieles nicht zu verfehlen. Theils mit dem Poſtwagen, theils mit guten Menſchen, denen man ſie empfohlen, gelangte ſie endlich bis gegen die Berge ihrer Heimath, und wie ſie hier die wohlbekannten Felſenſpitzen erblickte, die Gebirgswelt ſich vor ihren Blicken aufthat, und der Gedanke: dort lebt Mann und Kind, dort wirſt du ſie bald, bald wieder ſehn, ſie mit unausſprechlichem Gefühl ergriff — da ſtürzten ihre Thränen hervor, ſie war einer Ohnmacht nahe, und ihre Reiſegefährtinn, eine alte Bürgersfrau aus dem nächſten Städtchen, hatte Mühe, ihre Lebensgeiſter aufrecht zu erhalten.

Den Reſt des Weges, von der letzten Station bis zu ihrem Geburtsort, war ſie entſch

sen, zu Fuße, und ganz unerkannt zurück zu legen. Wußte sie doch noch nicht, wie sie ihre Lieben finden, was man von ihr denken, wie man sie aufnehmen würde? Diese Sorgen, welche früher sich oft in ihr geregt, fielen jetzt in den letzten Augenblicken mit aller Gewalt auf ihre Seele, und lähmten den geflügelten Schritt, mit welchem sie die erste halbe Meile ihres Weges zurück gelegt hatte. Nun hatte sie die waldige Schlucht durchwandert, die sie noch vom See und dem Anblicke ihres Wohnortes schied; ihre Angst, ihre Spannung stieg mit jedem Schritte. Nun öffnete sich das Thal, und nun lag plötzlich der See, mit allen seinen umgränzenden Bergen, mit den Dörfern an seinen Gestaden, oben am Ende der Marktflecken vor ihr, und dort links hinter dem Walde, wo ihr Auge vergebens nach Dach oder Giebel schaute, verkündete der dunkel aufsteigende Rauch der Esse den Ort, wo Rudolph, wo ihr Kind lebte — wenn sie noch lebten! Ergriffen von diesem Gedanken stürzte sie weinend am Seeufer nieder, hielt den mütterlichen Boden umfaßt, und ergoß ihr Herz im heißen Gebethe. Sie erhob sich, sie hatte vielleicht noch ein Paar Stunden weit zu gehn. Und was sollte sie finden? wie würde man sie empfangen? Nein! Es war nicht möglich, ohne vorläu-

ſige Erkundigung, ohne nähere Kenntniß von dem vielleicht Entſetzlichen, was ſie zu Hauſe erwarten könnte, den gewagten Schritt zu thun, und ſich den Ihrigen plötzlich darzuſtellen.

Dieſe Betrachtung und die Erſchöpfung ihrer Kräfte, eine Folge der innern Erſchütterung, beſtimmten ſie, in einem nahen Hauſe, wo ſie eine freundliche Alte ſpinnend vor der Thüre ſitzen, und ein Paar Enkelchen, wie es ſchien, die vor ihr ſpielten, bewachen ſah, einzuſprechen, und um eine Erquickung zu bitten. Gutmüthig betrachtete die Alte das hübſche junge Weib, deſſen Kleidung auf eine fremde Heimath ſchließen ließ, und dem Kummer und Erſchöpfung aus den bleichen Zügen ſah, und hohlte ihr einen Krug mit Milch und Brot. Sie ſaßen zuſammen vor dem Hauſe. Die Gegend, die Dörfer, die Häuſer, die man nah und fern ſah, gaben eine ſchickliche Einleitung zu Elſens bangen Fragen, die ſich bald nach der Rauchſäule, die oben hinter dem Walde aufſtieg, und nach dem jungen Senſenſchmied wandten, den ſie in der Fremde als Reiter gekannt zu haben verſicherte. Sie ſelbſt war aus der Gegend von Prag, und im Begriff, Verwandte ihres jüngſtverſtorbenen Mannes zu beſuchen, die in St. Gilgen wohnten. Die Alte gab freundlichen Beſcheid

über Alles, und endlich auch über den Sensenschmied. Er lebte noch, und es ging ihm wohl mit seiner Frau und seinen beyden Kindern.

Seiner Frau? antwortete Else tödtlich erschrocken: Er hat also wieder geheirathet?

Nicht, daß ich wüßte! Er müßte nur im Kriege schon ein Weib gehabt haben. Oh, die Soldaten nehmen das nicht so genau!

Und wer ist denn seine Frau? brachte sie mühsam hervor.

Ein hiesiges Kind, antwortete die Alte, dort aus dem Markt: Sie sind schon mehrere Jahre verheirathet.

Zwey Jahre? stammelte Else mit bebenden Lippen.

O wohl länger! Das älteste Kind läuft schon recht hübsch.

Else erstarrte. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Die Bauersfrau sah sie forschend an. Eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß nähmlich Rudolph während seines Kriegsdienstes irgend eine Verbindung mit diesem jungen schönen Geschöpfe gehabt, drängte sich ihr auf, und spiegelte sich in dem Mitleid, das aus ihren Mienen sprach. Neugierig aber schonend stellte nun auch sie allerley Fragen; doch Else war zu bestürzt, um den

Sinn derſelben recht zu verſtehen, und nur, als ſie ſich ein wenig gefaßt hatte, vermochte ſie weiter zu reden und ſich zu erkundigen, ob Rudolph gut mit ſeiner Frau lebe?

Darüber ſpricht man allerley, erwiederte die Alte: Sie ſoll zänkiſch, böswillig ſeyn, und dem braven Manne ſein Haus zur Hölle machen.

Eine ſeltſame Empfindung, aus Mitleid und heimlicher Schadenfreude gemiſcht, wallte in Elſen auf. Sie forſchte weiter. Alles, was ſie hörte, diente nur, ſie zu verwirren, ihr eine klare Überſicht deſſen, was geſchehen ſeyn mochte, unmöglich zu machen. Doch ach! Was ſie erfahren, war ſchon hinreichend, ihr jede Hoffnung auf künftiges Glück zu rauben. Ehe ſie die Frau verließ, fiel ihr ein, auch noch um Gertrud, die Hammermeiſterinn, zu fragen.

Ihr ſcheint ja ziemlich bekannt in der Gegend? antwortete die Alte.

Mein Mann war zuweilen hier bey ſeinen Verwandten; von ihm weiß ich Manches. Wie geht es der Hammermeiſterinn?

Ach! Da müßt ihr eine Weile nichts von hier gehört haben. Die iſt ſchon lange todt.

Todt! rief Elſe entſetzt: Und mann? Und wie?

Es hat ſtets eine ſeltſame Bewandtniß mit dem Weibe gehabt. Man ſprach wunderlich von ihr, ſie ſoll allerley geheime Künſte getrieben haben. Nun, ihr verſteht mich, man redet nichs gern davon; am Ende läßt ſich auch nichts beweiſen, und es iſt unchriſtlich, ſo etwas auf bloßen Anſchein hier ſeinen Nächſten nachzuſagen. Genug, vor ein Paar Jahren — ſie hatte die Gewohnheit ſich im See zu baden; man ſagte, ſie hätte es gethan, um ihre hübſche Geſtalt zu erhalten, und das Waſſer vorher mit allerley Worten und Segensſprüchen beſprochen — alſo vor zwey Jahren war ſie auch eines Morgens, wie ſie pflegte, noch vor Sonnenaufgang hinausgegangen; die Magd mußte ihrer in einiger Entfernung hinter dem Dickicht warten. Aber ja, ſie ſoll noch zurück kommen! Als es der Magd zu lange währte, ging ſie nach ihrer Frau zu ſchauen. Die war fort, die Kleider lagen am Ufer, ſie ſelbſt war verſchwunden. Ob der See ſie verſchlungen, ob der Böſe — Gott ſey bey uns! — ſie über dem zauberiſchen Frevel gehohlt, den ſie da getrieben? wer weiß das! Der Hammermeiſter ließ überall nachſuchen, um ihren Körper zu finden, aber umſonſt. Es iſt möglich — der See hat tiefe Stellen — daß die Unglückſelige in eine ſolche ge-

rathen, und der Wirbel sie hinab gezogen; es ist auch noch etwas Anderes möglich — kurz, zum Vorschein ist sie nie wieder gekommen.

Elise schwieg schaudernd. Sie glaubte den Finger einer richtenden Vergeltung zu erblicken, und als sie sich noch ein wenig gefaßt, und der Bauers-Frau für ihre Freundlichkeit gedankt hatte, setzte sie ihren letzten, peinvollen Weg nach einem Orte fort, wo sie die höchste Seligkeit nach so langen Leiden zu finden gehofft hatte, und den sie nun wahrscheinlich nur unerkannt und heimlich betreten, und dann auf ewig wieder verlassen mußte. Aber sehen, sehen mußte sie ihren Mann und ihr Kind noch einmahl, zum letztenmahl vielleicht auf dieser Welt! Der Weg war weit, ihre Kräfte erschöpft, mühsam schleppte sie sich fort. Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie jetzt um das Gebüsch herumbog, der Waldbach, an dessen Ufer sie so oft mit ihrem Manne gesessen, aus dem Tannendunkel ihr entgegen brauſete, das Haus rechts hinunter vom Wege so friedlich da lag, und das leise Gewimmer eines Kindes, ach vielleicht ihres Kindes! aus der Stube drinnen an ihr Ohr schlug. Wankend, bleich schritt sie die Anhöhe hinab; jetzt lag der Hof offen vor ihr, und eine Frau in saurerer Hauskleidung stand am Brunnen und wusch.

Else konnte sie nicht im Gesichte sehen, denn die Person hatte sich eben über den Trog niedergebückt. So schlich sie hinter ihr der offnen Thüre zu, wollte verstohlen hinein blicken, und, guter Gott! da saß ihr Rudolph, gedankenvoll den Arm auf den Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt, viel bleicher, viel trüber als einst, vor ihr. Alle Besinnung, alle Umsicht verließ sie bey dem Anblick des geliebten Mannes, und mit einem lauten Schrey des Schmerzens, der Freude flog sie an seine Brust. Erstaunt und unmuthig wand sich Rudolph aus den Armen der fremden Gestalt, sah ihr in's Gesicht, und sagte unwillig: Was soll der alberne Scherz? Zu was die thörichte Mummerey?

Else war wie nieder gedonnert. Dieser kalte und doch so natürliche Empfang war das befremdendste, was ihr begegnen konnte; sie stand dem Zürnenden sprachlos gegenüber, und vermochte nichts, als die Hände zu ringen und flehend zu ihm aufzublicken.

Einfältige Possen! sagte er, und trat an's Fenster von ihr weg.

Ach Rudolph! rief sie endlich schmerzlich: Ist das Alles, was du mir nach zweyjähriger Trennung zu sagen hast?

Er wandte ſich raſch um. Zweyjährige Trennung? rief er entrüſtet: Du gehſt vor einer halben Stunde hinaus an den Brunnen, und kommſt jetzt verkleidet herein. Was ſoll die Komödie? Wahrhaftig, Elſe, dein Betragen von heut Morgens war nicht darnach, um dieſen Spaß zu rechtfertigen. Überhaupt — aber ich will mich nicht von Neuem ärgern. Hinaus an deine Arbeit! hier haſt du nichts zu thun.

O Rudolph, Rudolph! jammerte Elſe: Welch ungeheurer Betrug iſt hier vorgegangen! Ich war ja zwey Jahre und drey Monathe weg von dir, ſeit der unſeligen Wallpurgis-Nacht —

Wallpurgis-Nacht! rief Rudolph: An welchen Zeitpunct wagſt du mich zu mahnen? Ja, ſeit der Wallpurgis-Nacht biſt du verwandelt, und ich ein unglücklicher Mann!

Ich war es nicht! Ich war es nicht! rief Elſe mit ſteigender Lebhaftigkeit und ſteigendem Muthe: Nein, Rudolph, ich habe dich nicht gequält. Ich war weit, weit von hier. O kennſt du deine Elſe nicht mehr?

Bey dieſen Worten ſtreckte ſie die Arme zärtlich nach ihm aus, die Thränen, die aus ihren Augen floßen, der Ausdruck ihrer Blicke, der Ton ihrer Stimme, alles drang mächtig zu ſeinem

Herzen. Er fühlte sich überwältigt. O Gott, — Gott! rief er: Das ist wieder so, wie in der guten alten Zeit. Else! Liebst du mich noch?

In dem Augenblick ging die Thüre auf, und ihr Ebenbild, eine zweyte Else, den Korb mit ausgerungner Wäsche auf dem Kopfe, trat in's Zimmer. Heiliger Gott! schrie Rudolph: Es sind zwey! Aber Else, in deren Seele längst ein schrecklicher Argwohn gegährt hatte, schrie laut, sprang zum Weihbrunnkesselchen am Thürpfosten, sprengte die Tropfen auf die unheimliche Gestalt, schlug ein Kreuz, und Jene, die im ersten Momente bey Elsens Anblick eben so entsetzt vor ihr gestanden hatte, floh nun mit einem furchtbaren Schrey zur Thüre hinaus, und im Entfliehen glaubten Rudolph und Else plötzlich Gertrudens Züge an ihr zu erkennen.

Sie war fort, die beyden Gatten sahen sich bebend, staunend an; aber eine süße Beruhigung senkte sich in Elsens so lange zerrißnes Herz, und vor Rudolphs Geist dämmerte eine Ahnung des wahren Zusammenhanges auf. Er streckte die Arme nach seiner Wiedergefundnen aus. Ach bist du's denn? rief er: Bist du meine wahre, meine gute Else?

Sie sank weinend an seine Brust. Zu reden vermochte sie nicht; auch Rudolph, überwältigt

von Grauen, Liebe, ſüßer Hoffnung und bangem Entſetzen, war ſeiner ſelbſt nicht ganz mächtig. Endlich ordneten ſich ſeine verworrenen Gedanken, und er hörte nun unter den wechſelndſten Empfindungen, was ihm Elſe voll Reue und Liebe von ihrem vertrauten Umgange mit Gertrud, ihrer gewaltſamen Entführung, dem Hexentanze, und ihrem Leben bey dem Schulmeiſter erzählte. Sie ſaß auf Rudolphs Schooße; jedes ihrer Worte, jeder Blick diente dazu, die beruhigende Gewißheit, daß dieſe ſeine geliebte Elſe, und jenes zank- und zornſüchtige Weſen, das ihm durch zwey Jahre das Leben vergällt, nur ein unheimlicher Spuck geweſen ſey, in ſeiner Bruſt zu verbreiten. Nun begann auch er ſeinen Bericht, wie er vor zwey Jahren, bald nach jener unſeligen Nacht nach Hauſe gekommen, ſeine Frau in ihren gewöhnlichen Verrichtungen, und alles Übrige in der beſten Ordnung gefunden, ſo daß an einen Verdacht, oder eine Verwechſelung gar nicht zu gedenken war. Doch bald ſchien ihm das Weſen, das ganze Gemüth ſeines Weibes verwandelt. An die Stelle der ſanfteſten Demuth war ein auffahrendes Betragen getreten, das keinerley Widerſpruch dulden, mit Niemand im Hauſe Nachſicht haben wollte. Keifen und Zanken mit Mann und Geſinde war vom früh-

ſten Morgen bis Abends die Tagesordnung, und ſelbſt ihre Liebe zu ihm hatte eine andere, leidenſchaftlichere, aber durchaus nicht anmuthigere Geſtalt angenommen. Auf keine Weiſe wußte ſich Rudolph dieſe Verwandlung zu erklären, bis ein Zufall und die Geſchwätzigkeit einer alten Magd ihm entdeckte, daß ihre Frau in der Wallpurgis-Nacht mit der Frau Hammermeiſterinn heimlich ausgegangen, erſt ſpät am Morgen wieder durch das Hinterpförtchen des Gartens nach Hauſe gekommen, ſich von allen, nur nicht von dieſer Magd, unbemerkt in ihre Kammer geſchlichen, und ſeitdem wie umgewandelt geweſen ſey. Rudolph entſetzte ſich. Eine Ahnung von etwas Grauenhaftem, was hier vorgegangen ſeyn möchte, erfaßte und entfremdete ihn, von dem Augenblicke dieſer Entdeckung an, von ſeinem Weibe. Es erregte einen ſchmerzlichen Zwieſpalt in ſeinem Herzen, wenn er dieſe geliebten, vertrauten Züge ſah, aus deren Betrachtung ſo oft ſtille Luſt in ſeine Seele gefloſſen war, und das Betragen ſeines Weibes jeden Augenblick dieſem Eindruck widerſprach, wenn es ihm vorkam, als ob jene Elſe, die er einſt geliebt, und dieſe, die nun vor ihm ſtand, gar nicht eine und dieſelbe Perſon ſeyn könne. Endlich ſtellte er ſie einſt über jene Nacht zu Rede, und die Art, wie

ſie dieſe Nachforſchung aufnahm, zeigte ihm, daß ſein Verdacht nur zu wohl gegründet geweſen; aber von dieſem Augenblick an war auch jeder Anſchein von Frieden oder Liebe von dem unſeligen Paare gewichen. Elſe ſchien nur zu leben, um ihren Mann zu quälen, und dennoch brach, ſelbſt mitten aus dieſem Zorn und Unmuth, oft ein Strahl der heißeſten Liebe zu ihm hervor, die ſich hauptſächlich in unbändiger Eiferſucht kund gab. Eben ſo, wie mit dem Manne, war auch ihr Betragen mit den Kindern; den älteſten haßte und verfolgte ſie, den jüngern —

— Du haſt noch ein Kind! Ich weiß es! rief jetzt Elſe, und eine wunderbarſchmerzliche Empfindung bemächtigte ſich ihrer. Sie war von Rudolphs Schooß aufgeſprungen, und ſah ſich in der Stube um.

Dort in der Wiege! ſagte der Vater. Elſe trat hin, die Wiege war leer, verſchwunden das Kind, verſchwunden wie die Mutter, und vermuthlich mit ihr zugleich.

Ergriffen und entſetzt ſtanden die Gatten vor der leeren Stelle; aber nach und nach verbreitete ſich ein beruhigendes Gefühl über ihre Herzen, fromme Gedanken von der väterlichen Waltung Gottes, von ſeinem unmittelbaren Se-

und Schutz erhoben sich in ihren Seelen. Jetzt kam der ältere Knabe an der Hand seiner Wärterinn in die Stube. Elfe eilte auf ihr Kind zu, sie schloß es mit Entzücken und Dank gegen Gott in ihre Arme. Dieß war ihr Kind, kein zauberhaftes Irrwesen, und sie endlich nach so langem Schmerz wieder mit den Ihrigen vereint!

Rudolphs häusliches Glück blühte von Neuem auf. Die Leiden der vergangenen Jahre waren den neuvereinigten Gatten eine unerschöpfliche Quelle süßer Gespräche, frommer, kindlich dankbarer Betrachtungen. Aber wenige Tage nach Elfens Zurückkunft fanden Fischer den lange gesuchten Leichnam der ertrunkenen Hammermeisterinn im See, und brachten ihn ihrem Manne. Nur ging das Gerücht, daß sich die Fischer und der Meister höchlich darüber verwundert, wie frisch und vom langen Liegen im Wasser unangegriffen die Verstorbene ausgesehen, gleich als wäre sie erst kürzlich in den See gestürzt. Der Witwer ließ ihr ein prächtiges Leichenbegängniß halten; doch, sagte man, sey er froh gewesen, durch die unwidersprechliche Bestätigung ihres Todes seiner Freyheit und der Unmöglichkeit ihrer einstmahligen Rückkehr in sein Haus versichert zu seyn.

Die Geschwister.

Die Geſchwiſter.

Der Graf von Winterfels hatte die Zeit ſeiner Jugend an einem der erſten Höfe zugebracht. Reichthum, Geburt, Schönheit und Talente machten ihn eben ſo ſehr zum Gegenſtande geheimer Wünſche und Plane, als zum Augenmerk des Neides und der Verführung. Verſchlungen in den Strudel des glänzenden Hoflebens, ſchwärmte er von Vergnügen zu Vergnügen, von Genuß zu Genuß, und verbreitete durch den Reiz ſeines Umganges, durch die ſchimmernde Bildung ſeines Geiſtes, mehr noch, als durch ſeine äußern Vorzüge, einen Zauber um ſich, dem ſelten ein weibliches Herz in der großen Welt zu widerſtehen vermochte. Das Bewußtſeyn dieſer Eigenſchaften gab ihm eine Sicherheit des Benehmens, die jenen Zauber noch verſtärkte, ihm aber deßwegen

Treue, Anhänglichkeit und häusliches Glück als Erzeugnisse der Phantasie, die nur in den Werken der Dichter existirten, erscheinen machte.

Eine Nichte des regierenden Fürsten war an einem fremden Hofe mit einem verwandten Prinzen desselben verbunden, dessen Jahre und Gemüthsart ihr jede Hoffnung auf Glück benahmen. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, bestimmt und würdig, einen der ersten Throne Europas zu zieren, sah sie sich durch politische Rücksichten verdammt, ihr Leben in einer Art von Privatstand an der Seite eines Greises verwelken zu sehen, der für keinen ihrer Vorzüge Sinn und Empfänglichkeit hatte. Dennoch trug sie dieß harte Loos mit Muth und Größe. Sie hatte nie geliebt; und in dem Bewußtseyn, dieser Leidenschaft nie unterlegen zu seyn, glaubte sie eine Bürgschaft für ihre künftige Sicherheit zu finden. So kam sie in einem Sommer, ihre Verwandten und den Schauplatz ihrer glänzenden Jugend zu besuchen. Hier in den Umgebungen ihrer ersten glücklichen Jahre öffnete sich ihr verschlossenes Herz sanften Gefühlen; und hier begegnete ihr in allem Zauber der Schönheit und Anmuth Graf Winterfels, auf welchen das Gerücht sie schon vorher aufmerksam gemacht hatte. Ein sonderbarer Zu-

fall bey einer Lustfahrt auf dem Wasser, wo des Grafen schnelle Entschlossenheit das Leben der Herzoginn rettete, knüpfte die ersten zarten Faden um ihr Herz; des Grafen mannigfaltige Vorzüge zogen sie fester. Vergebens sprachen die Stimme der Vernunft und fremde Erfahrung dagegen, die ihr den Grafen als einen gefährlichen Flattergeist schilderten; sie fing an, das, was man zum Nachtheile des Grafen erzählte, für die Sprache des Neides, der Verläumdung oder getäuschter Anmaßungen zu halten, und endete mit unbedingtem Zutrauen zu dem allzu liebenswürdigen Manne, der es gar wohl verstand, jeden Vorzug geltend zu machen, und jeden bösen Argwohn im Entstehen zu vernichten. Selbst das Ungewöhnliche des Verhältnisses, der Unterschied des Standes, der Reiz des Geheimnisses, alles vereinigte sich, dieses Band fest und dauerhaft zu machen; und zum ersten Mahle in seinem Leben sah sich Winterfels in eine Leidenschaft verstrickt, die durch ihren Ernst sich von allen früheren Verbindungen dieser Art unterschied, und einen bleibenden Eindruck auf sein Gemüth machte.

Die Zeit, welche die Herzoginn bey ihren Verwandten hatte zubringen sollen, war verflossen unter wahrscheinlichen Vorwänden wurde sie v

längert, und noch eine Weile glückte es den Liebenden, ihr Verhältniß, das indeß immer vertrauter geworden war, den Augen des Hofes zu verbergen. Endlich brachte es ein unglücklicher Zufall zur Kenntniß des regierenden Fürsten und seiner Gemahlinn; — man erklärte sich gegeneinander. Die Herzoginn behauptete auch hier ihre Würde; aber sie selbst entschied sich zur Trennung. Die nöthigen Maßregeln wurden getroffen. Die Herzoginn kehrte an den Hof ihres Gemahls zurück, der Graf ging auf Reisen; nur wenige Menschen außer den Gliedern der fürstlichen Familie hatten um die Sache gewußt, einige am Hofe sie geahnet. Entfernung und Zeit verwischten die schwachen Spuren; man hörte bald auf, davon zu sprechen, und erzählte sich nur, daß der Graf reise, um sich eine Frau zu suchen.

Das geschah auch, nur nicht so schnell, als die Welt es glaubte. So wenig des Grafen Herz dem seiner Geliebten gleich zu fühlen im Stande war, so war die Herzoginn doch zu schön, zu edel, und sein Verhältniß zu einem solchen Wesen zu reizend gewesen, als daß er so schnell sich in gehaltlosere Bande fügen, und die Befriedigung darin hätte finden können, welche ihm sonst Verbindungen dieser Art gewährt hatten. Endlich vergaß

er doch nach und nach, wie selig er einst gewesen. Nach Verlauf von drey Jahren kam er an der Seite eines der lieblichsten Mädchen aus der Provinz, welches mit frischem Jugendreize die höchste Gutmüthigkeit und eine leidenschaftliche Liebe für ihren Bräutigam verband, in die Residenz zurück, und machte glänzende Anstalten zu seiner Vermählung. Die Gräfinn von Winterfels erschien am Hofe, und Alles mußte gestehen, daß das gewohnte Glück den Grafen auch dießmahl begünstigt hatte. Julie, so hieß sie, war mehr als reizend, sie war blendend schön, sie wurde bald von Verehrern umringt; aber die Bewunderung der ganzen Welt galt ihr nichts, denn sie hatte nur Augen für ihren Gemahl, und selbst nach mehreren Jahren, als seine häufigen Untreuheiten und eine genauere Kenntniß seines Characters den ersten Zauber zerstört hatten, hing sie noch immer mit einer unglücklichen Zärtlichkeit an ihm, die nur mit ihrem Tode endete. Die Geburt ihres zweyten Kindes, eines Mädchens, kostete ihr das Leben; sie starb in den Armen ihres Gemahls, der, Trotz seines Leichtsinns, doch diesen Verlust schmerzlich empfand, und nur in dem Gefühle der wieder erlangten unbeschränkten Freyheit Ersatz dafür fand

Er entschloß sich, nie wieder zu heirathen, ol

gleich er noch in den Jahren männlicher Reife war; und um durch gar kein Band gefesselt zu seyn, gab er seinen Sohn in ein adeliges Erziehungshaus, die kleine Julie aber sandte er mit ihrer Amme, einer Bauersfrau von einem seiner Güter, aufs Land, und übertrug die Aufsicht über das Kind einem rechtlichen, gebildeten Manne, der einst bey einem seiner Brüder Hofmeister gewesen war, und jetzt in der Nähe des gräflichen Schlosses mit einer liebenswürdigen Frau auf einem kleinen Gütchen lebte.

Nun war er wieder frey, nun stürzte er sich aufs neue in den Strudel der Vergnügungen, und genoß noch einige Jahre die Freuden, welche die große Welt biethet, mit vollen Zügen; aber allmählich schwand mit der Empfänglichkeit für jene Genüsse auch der Geschmack daran. Die Zeit der Jugend, des frischen Gefühls, der Lebenslust war vorüber, und war es schneller bey ihm, als bey genügsameren Menschen. Auch seine Gesundheit hatte zu leiden angefangen. Er fühlte nun, daß, wenn Rang und Reichthum ihm jetzt noch manchen Sieg über ein weibliches Herz verschafften, er diese Eroberungen nicht mehr dem zu danken hatte, was er sein besseres Selbst nennen konnte, er sah sich noch immer geschmeichelt und geehrt; aber er

müßte nicht so geistreich gewesen seyn, als er es war, um nicht zu erkennen, daß das alles mehr seinen Umgebungen, den ausgesuchten Freuden, die man bey ihm genießen konnte, als seinen persönlichen Annehmlichkeiten galt — und er beschloß, die große Welt zu verlassen, ehe diese ihn verließe. In dieser Absicht gab er seine Hofcharge auf, schränkte sein Haus ein, und sah nur eine gewählte Zahl von Freunden bey sich; aber er schmückte seine Einsamkeit mit allen Genüssen und Erfindungen der schönen Künste, der heitersten Laune und des ausgesuchtesten Geschmackes. Bald war sein Haus aufs neue ein Vereinigungspunct für unterhaltungsbedürftige Menschen, nur daß sich jetzt ein ganz anderer Zirkel um ihn versammelte. Aber alle diese sinnreichen Täuschungen vermochten ihm nicht die Leere zu verbergen, welche in seinem Herzen, in seinem ganzen Thun und Treiben überall merklich wurde; und er glaubte sie endlich aufs zweckmäßigste auszufüllen, indem er seinen Sohn aus der Erziehungsanstalt zurück rief, und noch überdieß einen Sohn seines Bruders, der mit vielen Kindern und geringen Einkünften in der Provinz lebte, zu sich nahm. Die Aufsicht über die Erziehung und Bildung der beyden Jünglinge und die Bereisung und Verwaltung seiner

weitläufigen Güter die er in frühern Jahren vernachlässigt hatte, beschäftigten ihn angenehm, und ließen ihn eine Weile weniger den Abstand bemerken, der zwischen seiner jetzigen Lebensart und der seiner schimmernden Jugend war.

Endlich wurde er auch dieser Beschäftigungen gewohnt, und sie verloren ihren Reiz für ihn. Da entschloß er sich, auch seine Tochter Julie aus ihrem stillen Aufenthalte, wo sie unter der Aufsicht der treuesten Freundschaft gelebt hatte, in sein Haus zu rufen. Was ihn noch besonders zu diesem Schritte bestimmte, war die merkliche Abnahme seiner Gesundheit, die ihm weibliche Sorge und Pflege vor allen wünschenswerth machte. Julie betrat also zum ersten Mahle in ihrem Leben das Haus ihres Vaters, den sie nur aus einigen Besuchen kannte, die er während der Zeit ihrer Erziehung bey ihrem Pflegevater gemacht hatte — ein Mädchen von vierzehn Jahren, dessen Wuchs, Haltung und anständiges Betragen ihrem zarten Alter voraus geeilt zu seyn schienen. Man konnte nicht sagen, daß sie schön sey, ihr Gesicht und ihre Figur waren beynahe zu stark; aber eine tiefe Bedeutung in ihren edlen Zügen, ein hoher, regelmäßiger Wuchs und eine stille Würde in jeder Bewegung flößten unwillkührlich Achtung und Interesse für

ſie ein. Graf Winterfels war ſehr zufrieden, daß ſie von jener ländlichen Schüchternheit, deren Übermaß er gefürchtet hatte, nur ſo viel beſaß, um ihrer Haltung einen anziehenden Ernſt zu geben, es gefiel ihm ſehr, daß ihr Geiſt in dieſer frühen Jugend ſo viele Reife und Erfahrung hatte, daß er ihr in kurzem die oberſte Leitung ſeines Hauſes übertragen konnte, in welchem ſie mit Klugheit und Würde ſchaltete; aber was ihm gar nicht gefiel, war die Bemerkung, daß ihr Gemüth eine Richtung bekommen hatte, die ſie gegen alles, worin er einſt und noch jetzt ſein Glück ſetzte, und was er für die eigentliche Beſtimmung eines Mädchens vom Stande hielt, vollkommen gleichgültig machte. Er bemerkte einen entſchiedenen Hang zur Einſamkeit an ihr und eine an Verachtung grenzende Abneigung gegen Perſonen und Unterhaltungen, die in der großen Welt den höchſten Werth hatten. Kalt und fremd nahm ſie die Huldigungen der jungen Männer auf, die ſich bald nach ihrem Eintritte in's väterliche Haus um ſie ſammelten; und nur ein ausdrücklicher Befehl ihres Vaters konnte ſie bewegen, vor ihnen oder überhaupt in Geſellſchaft ihre Talente, die auf einen hohen Grad ausgebildet waren, zu zeigen. Deſto liebenswürdiger entfaltete ſich ihr Geiſt im kleinen Kreiſe ihrer Fami-

lie und der wenigen achtungswürdigen Freunde ihres Hauses, wenn eine Unpäßlichkeit ihres Vaters oder irgend ein Zufall ihn zu dieser Art von Einsamkeit zwang. Hier zeigte sich unverhüllt der Reichthum ihres Gemüths, die hohe Ausbildung ihres Geistes; sie war die Seele des kleinen Kreises, sie spielte, sie sang, sie declamirte mit ihrem Bruder und Vetter, und erregte in der Brust des entzückten Vaters noch heftiger den Wunsch, diese schimmernden Güter der Welt zeigen und das laute Lob derselben dafür einernten zu können.

Carl, ihr Bruder, und August, ihr Vetter, hingen bald mit warmer Liebe an ihr; und wenn Carl, auf dem ein Theil von dem Geiste seines Vaters ruhte, oft mit ihrer Zurückgezogenheit unzufrieden war, so war sie ihm dafür durch tausend kleine Geschicklichkeiten, welche seine Putzliebe in Anspruch nahm, und durch die klare besonnene Fassung, die ihn schon aus mancher Verlegenheit gezogen hatte, ganz unentbehrlich geworden. Sie wußte Rath für alles; und wenn niemand helfen konnte oder wollte, so war Schwester Julie seine sichere Zuflucht, sein Schirm, seine Vertheidigerinn bey dem jetzt öfters grämlichen Vater. So wie Carl sich an ihren ruhigen klaren Sinn anschließen konnte, so fanden ihr tief verborgenes

Gefühl, die religiöse Tendenz ihrer Seele und ihre glühende Liebe für alles Große und Gute antwortende Klänge in Auguſts Bruſt. Mit ihm konnte ſie von jenen erhabenen Gegenſtänden, jenen Ahnungen und Gefühlen ſprechen, die ſie nicht vor dem Ohre ihres gewöhnlichen Kreiſes entweihen wollte, mit ihm las ſie die Bücher, die jedermann, außer ihnen zweyen, lächerlich oder langweilig fand; und was ihr feſter Sinn dem weichen ſchwankenden Bruder war, das wurden ihren noch nicht genug berichtigten Begriffen Auguſts tiefere Kenntniſſe und ſein richtiges Urtheil.

Jahre vergingen; — die jungen Leute näherten ſich der Periode, wo über ihr künftiges Schickſal entſchieden werden mußte. — Graf Winterfels hatte ſeinen Sohn zur diplomatiſchen Laufbahn, ſeinen Neffen zum Militär beſtimmt. Für Julien hatten ſich einige anſtändige Partien gemeldet; ſie ſchien aber weder zu einer von dieſen, noch überhaupt zum Heirathen Luſt zu haben, und wußte ihre Abneigung jedes Mahl mit ſo viel Gründen zu unterſtützen, daß dem Vater nichts übrig blieb, als ihr ſeinen Unmuth über ihre Denkart, die er bald romanesk, bald klöſterlich, bald ſtörriſch ſchalt, durch ein rauhes unfreundliches Betragen zu zeigen. Überhaupt war Julie nicht, wie es ſonſtwoh

einige Töchter zu seyn pflegen, der Liebling ihres Vaters; ihre Gesinnungen waren zu verschieden, ihr Geschmack zu sehr entgegen gesetzt, und wenn auch Graf Winterfels ihr sein Wohlwollen und seine Achtung über ihr pflichtmäßiges Benehmen voll Aufmerksamkeit auf seine Wünsche nicht versagen konnte, so zog er ihr doch Carln und selbst Augusten bey jeder Gelegenheit vor. Oft verwünschte er dann seinen Einfall, das Mädchen auf dem Lande erziehen zu lassen, wodurch ihr Charakter diese, wie er es nannte, so bizarre Tournure erhalten hatte, daß er, der feine Weltmann und Weiberkenner, dieses seltsame Wesen auf keine Weise zu behandeln und zu irgend etwas zu vermögen im Stande war, was sie nicht ohne dieß gern that.

Indessen war wieder ein Winter vergangen; es kam der Sommer heran und mit ihm die Zeit, wo der Graf auf seinen Gütern herumzureisen, und wechselsweise eins um das andere zu besuchen pflegte.

Auf diesen Reisen, im Genusse einer meistens schönen Natur, fern von dem Geräusche und dem Zwange ihres gewohnten Lebens, fühlten sich Julie und August sehr glücklich. Er, der die Güter seines Oheims schon früher kannte, wurde überall Juliens Wegweiser; er fand ein unbeschreibliches Vergnügen darin, ihr die schönsten Partien, die er

auf einsamen Spaziergängen oft besucht hatte, zu zeigen, sich an ihrer Freude zu ergetzen, und in dem Einklange ihrer Empfindungen, in dem völlig gleichen Eindrucke, den jede Ansicht auf Julien machte, ein zartes Band mehr zwischen ihren verwandten Seelen zu finden.

Unter allen Gütern des Grafen waren die im Gebirge diejenigen, welche er am seltensten und unliebsten besuchte. Und gerade diese waren es, die August seiner Cousine zu zeigen wünschte; da fügte es sich denn zu seinem Vergnügen, daß diesen Sommer eine Reise nach Mittenwald nothwendig wurde, einem kleinen vernachlässigten Schlößchen, das im Schooße eines einsamen Thales, von Alpengebirgen umgeben, romantisch in der düstern Wildniß lag. Die Familie trat mit sehr verschiedenen Erwartungen den Weg an; indeß Julie und August im voraus schon ihr Glück genossen, verwünschte Carl die Reise, und der Vater nahm sich vor, den Aufenthalt in dieser langweiligen Einöde so kurz als möglich zu machen.

Nur Eisenwerke, Hammerschmieden, Sägemühlen und Köhlerhütten machten hier die Bevölkerung aus; nur der gleichmäßige Schlag der Hämmer, das Geklapper der Mühlen oder das Brausen des Waldstromes unterbrachen die tiefe Stille

der wilden Natur umher. Aber Julie war entzückt von der Schönheit der Gegenden, und die Begeisterung, mit welcher sie und August von diesen Scenen sprachen, machte endlich auch Carln begierig, wenigstens Ein Mahl aus Neugierde zu sehen, was denn in diesen traurigen Klüften und einförmigen Thälern so Bezauberndes verborgen liegen müßte. August ergriff diesen Wunsch mit Eifer, und versprach seinem Cousin, ihn auf den schönsten Punct weit umher zu führen, auf einen Berg, wo man von den Ruinen eines alten Schlosses hier in eine grauenvolle Tiefe schwindelnd hinab sehen, und dort das Auge sich an einem freundlichen, bebauten Thale mit zerstreuten Häusern und Kornfeldern ergetzen könnte. Carl war es zufrieden, wenn nur der Berg nicht allzu hoch sey; und so wurde der nächste Nachmittag, wo Graf Winterfels in ein nahe gelegenes Stift zum Besuche fuhr, zu diesem Vorhaben bestimmt.

Der Weg ging eine Weile der Straße nach durch das freundliche Thal, in welchem das Schloß lag, bis sie an den Waldstrom kamen, an dessen Ufer sie nun ein schmaler Pfad in die Felsenschlucht führte. Bald wurde die Kluft so enge, daß der Weg mittelst vieler luftiger, schwanker Brücken jetzt auf diese, dann auf jene Seite des Flusses

ſprang, ſo wie eben die ſenkrechten Felſenwände einen ſchmalen Raum geſtatteten. Immer höher ſtrebten dieſe empor, immer tiefer wurde das Strombett, immer brauſender und wilder die Fluthen und immer kleiner der Streifen des Himmels, der über ihnen in das Thal herein blickte. Julie ging ſchweigend in ſtiller Freude an Auguſts Hand, der nur zuweilen bey einer überraſchenden Anſicht oder einer beſondern wilden Partie ſie mit begeiſterten Worten aufmerkſam machte. Carl fand den Weg nicht unangenehm, weil er ſchattig und kühl war, doch konnte er das Entzücken ſeiner Gefährten nicht begreifen. Ihm kam eben eine Baumgruppe, eine Felſenpartie wie die andere vor, und er konnte keinen Unterſchied zwiſchen dieſen Waſſerſtürzen finden, die von Zeit zu Zeit aus der Bergwand herab über den Weg hin dem Strome zueilten. Für ihn waren es nichts als Bäche und Quellen, zu ihm ſprach keine der mannigfaltigen Scenen, die die Andern mit wetteifernder Luſt entdeckten, und ihm fing beynahe an die Zeit lang zu werden, als plötzlich Auguſt mit der Hand nach oben wies, Julie mit einem leiſen Schrey der freudigen Überraſchung empor blickte, und ſie nun auf einmahl über ſich die Mauern der zerfallenen Burg erblickten, die ſenkrecht von einem unerſtei-

empor zu klimmen; denn die Verletzung am Fuße war groß, und Blut färbte jeden Stein, auf den er trat. Carl schrie vor Angst und Mitleid; Julie zitterte, ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Jetzt waren sie oben. Carl fiel seinem Vetter, seiner Schwester in freudigem Entzücken um den Hals; er umarmte den Bauer und drang ihm das Geld auf, das dieser, erschrocken über die Größe der Summe, sich nicht anzunehmen getraute. — Julie hatte noch kein Wort zu sprechen vermocht; zu viele, zu wechselnde Empfindungen bestürmten ihre Brust. Sie faßte nur Augusts Hände; ihre Thränen flossen heftiger, ihr Blick sagte ihm, was in ihrer Seele vorging. Carl hatte sich zuerst wieder gefaßt; und man überlegte nun, ob es möglich seyn würde, mit August über den steinigen, jähen Weg hinab zu kommen. Der Bauer verneinte das geradezu; aber er erboth sich, ihnen einen bequemern Pfad über den sanftern Rücken des Berges hinab zu zeigen, und den verwundeten jungen Herrn zu führen, indeß der andere in's Schloß eilen und mit dem Wagen zurück kommen sollte. Dieser Vorschlag schien Allen der beste, und der mühsame Rückweg wurde angetreten. August, von dem Bauer unterstützt, ging voran; Julie folgte mit hochklopfendem Herzen

unter beſtändig fließenden Thränen. Endlich war das Thal erreicht; der hülfreiche Landmann verließ ſie, um zu ſeiner Arbeit zu gehen. Auguſt ſetzte ſich auf ein Felſenſtück, Julie ſtand vor ihm; ſo erwarteten ſie Carln mit dem Wagen.

Juliens Blick ruhte auf ihrem Retter; ſie ſah, wie er, bleich und den Schmerz gewaltſam unterdrückend an die Felſenwand gelehnt, vor ihr ſaß. Und nun faßte ſie ſeine Hand. Mein Leben iſt dein! begann ſie: Du haſt es mir erhalten. Betrachte mich als dein Eigenthum. Ich habe keinen Willen, keinen Wunſch mehr, als den, für dich ſterben zu können! Er ſah ſie bewegt und zärtlich an: Julie! Iſt das dein Ernſt? Willſt du mein ſeyn — mein für Zeit und Ewigkeit? — Weißt du auch, was das ſagen will? Ich weiß es, erwiederte ſie: es ſteht jetzt klar vor meiner Seele, was ich ſchon längſt ahnend empfunden; wir ſind für einander geſchaffen, die beyden getrennten Hälften Eines Weſens, die ſich ſuchten und fanden. — „Und würdeſt du den Muth haben, viel, — alles zu leiden, um mir getreu, um mein zu bleiben? Mir ahnen Stürme — ich kenne die Welt beſſer als du — würdeſt du?“ — „Ich weiß nicht, was du fürchteſt, Auguſt! — nur das ſey verſichert, was es auch

seyn mag, ich überwinde es; und Gott, der uns heute im Augenblicke der höchsten Noth so wunderbar errettete, der uns seinen Segen so sichtlich hat angedeihen lassen, wird uns schützen, er wird uns für einander erhalten.“ Bey diesen Worten legte sie ihre Rechte in die seinige, und beyde sprachen mit Einer Stimme den Schwur ewiger Liebe und Treue aus.

Es dauerte eine Weile, bis der Wagen kommen konnte; das Bewußtseyn, wie viel August um ihretwillen leide, die Standhaftigkeit, mit der er seine Schmerzen trug, zogen Juliens Herz immer unauflöslicher zu ihm, und diese Stunde stiller Entzückung und inniger Liebe entschied über beyder Leben.

Endlich kam Carl in der Chaise, und sie erreichten ohne weitern Unfall das Schloß. Ein Wundarzt, um welchen man einen Eilbothen gesandt hatte, erschien, und fand Augusts Wunde sehr bedeutend. Indeß war auch der Graf nach Hause gekommen. Man berichtete ihm den Vorfall. Erschrocken und todtenbleich eilte er auf das Zimmer seines Neffen, der ihn mit lächelnder Miene empfing, und ihm den Hergang der Geschichte ruhig erzählte. Alle machten die Sache bedenklicher und wichtiger als August selbst, und

Winterfels wußte nicht, ob er den Muth und die Standhaftigkeit des Jünglings bewundern, oder die Tollkühnheit des Unternehmens, jenen Berg zu besteigen, den er aus seiner eigenen Jugend wohl kannte, schelten sollte. Achtung und Mitleid siegten endlich über seinen Unwillen; er sprach sanft und aufmunternd mit dem Kranken, und Alle theilten sich in seine Pflege. Am fleißigsten war Julie, und bald blieb ihr das süße Geschäft ganz überlassen; denn sobald nur der erste Eindruck vorüber war, fanden der Graf und Carl es sehr bequem, wenn Julie sie der einförmigen Unterhaltung im Krankenzimmer überhob und ihnen Zeit ließ, die wenigen Zerstreuungen zu genießen, die diese einsame Gegend both.

Endlich war August wieder hergestellt. Er ging im Zimmer, im Garten umher; aber jeder weite Spaziergang, das Besteigen seiner geliebten Berge waren ihm untersagt. Julie theilte seine Entbehrungen, wie sie vorhin seine Leiden, seine Einsamkeit getheilt hatte, und fühlte sich weit glücklicher darin, als einst im ungestörten Genusse aller Jugendfreuden.

Mit der Ankunft des Winters kehrte die Familie in die Stadt zurück. Niemand ahnete das Verständniß, welches zwischen Julie und August

waltete, und der Vater sann darauf, seine Tochter bald und glänzend zu vermählen. So kam der Carneval heran. Unter allen Freuden der Jugend war der Tanz die einzige, welche Julie mit Leidenschaft liebte; doch war er für sie bloß Ausdruck der Fröhlichkeit, und sie hatte es stets unschicklich gefunden, mit fremden Männern in allzu nahe Berührungen zu kommen. Carl und August waren daher meistens ihre Deutschtänzer gewesen; jetzt aber, da August dieß Vergnügen nicht mehr mitmachen konnte, sah sie sich gezwungen, mit Andern zu tanzen, und es drängten sich bald genug junge Herren heran, um mit der behendesten und zierlichsten Tänzerinn zu walzen.

Juliens lebhafte Freude am Tanze machte sie anfangs die Folgen dieser Veränderung übersehen, und Augusts Zartgefühl trug bey, sie ihrem Blicke zu entziehen. Es war das erste Mahl, daß er die Verletzung am Fuße mit Ungeduld ertrug, weil sie ihn hinderte, mit Julien zu tanzen, weil er Andern einen Platz überlassen mußte, den er keinem auf Erden gönnte. Doch verbarg er seinen Unmuth, um Juliens Vergnügen nicht zu stören, bis der junge Graf von Ramsegg, der sich ihr schon seit einiger Zeit genähert hatte, sich zu ihrem gewöhnlichen Deutschtänzer aufwarf, und es

nimmer so anzustellen wußte, daß er vor allen Andern ihre Einwilligung erhielt. Bald wurden seine Bewerbungen deutlicher. Graf Winterfels spielte bey Tische, wenn die Familie allein war, darauf an. Er neckte Julien mit ihm; die Sache schien ihm nicht zu mißfallen. August wurde finster, und Julie vertheidigte sich kalt und ernst.

Bey einer Abendunterhaltung, die wöchentlich bey Winterfels gegeben wurde, drängte sich Ramsegg, mehr als sonst, an Julie; er tanzte immer mit ihr, sein Auge ruhte mit dem Ausdrucke unverhohlener Leidenschaft auf ihr, obschon der immer gleiche Ernst ihres Betragens jede lautere Äußerung zurück schreckte. August sah diesem Spiele lange finster zu; er sah Ramseggs Liebe jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen, er sah das Vergnügen, mit welchem Julie sich dem Wirbel des Tanzes hingab, er deutete es falsch, seine innere Qual wurde unerträglich, und er verließ den Saal. Julie hatte seine düstern Blicke und sein Fortgehen bemerkt. Sobald der Walzer zu Ende war, eilte sie, ihn aufzusuchen; er war im ganzen Appartement nicht zu finden. Sie wartete; er kam nicht. Jetzt wurde wieder getanzt, sie war verfagt, und konnte sich nicht entziehen, so wenig sie Lust hatte. Nach dem Tanze ging sie vom Neuem. August

zu ſuchen, ſie fragte die Bedienten; man hatte ihn auf ſein Zimmer gehen ſehen. Er iſt krank, rief es in ihrer Seele, und ohne daran zu denken, daß ſie vom Tanze erhitzt und leicht gekleidet war, flog ſie durch die Gallerie und über die Treppe an ſeine Thüre. Sie war verſchloſſen; ſie pochte, ſie rief — keine Antwort. — Nun wurde ihre Sorge zur Angſt, und ſie eilte eben ſo ſchnell in den Saal zurück. Auf der Gallerie begegnete ſie ihrem Vater, der ihre Unbeſonnenheit, in ſolcher Erhitzung heraus zu gehen, tüchtig ſchalt. Sie nahm alles geduldig an, erwiederte kein Wort, und flog zu Carl, den ſie in ein Fenſter zog und ihn beſchwor, Auguſten aufſuchen zu laſſen. Er ging ſogleich. — Ramsegg trat zu ihr, ſeine Nähe war ihr peinlich; — und um ihn los zu werden, nahm ſie ein Engagement zur Ecoſſaiſe an. Sie tanzte in höchſter Zerſtreuung; ihr Auge war auf die Thüre geheftet, durch die ihr Bruder fortgegangen war. Sie fehlte die einfachſten Touren, und als er nach einiger Zeit allein zurück kam, blieb ſie mitten in der Reihe ſtehen, ohne zu hören, was man ihr zurief. Sobald ſie am Ende der Colonne war, eilte ſie zu ihrem Bruder. — Niemand hatte Auguſten geſehen, als der Portier, an dem er, in den Mantel gehüllt, den Hut in die Augen gedrückt, vor-

bey und im Schneegestöber und Sturme zum Thor hinaus geeilt war. Nun war es um Juliens Ruhe geschehen. Tausend Möglichkeiten, tausend Vermuthungen kreuzten sich in ihrem Kopfe, und nur der Gedanke, den Anwesenden zu keinem Schauspiele zu dienen, gab ihr noch einige Fassung.

Am Morgen beym Frühstücke erschien August aber bleich, düster und zurückhaltend. Sein Oheim hatte erfahren, daß er in der Nacht aus gewesen war. Er stellte ihn strenge zur Rede, weil es offenbar war, daß nur Eigensinn, kein Geschäft, kein Abenteuer ihn zu dieser Sonderbarkeit getrieben hatte, die dem Hofmanne ein Gräuel war. August suchte sich im Anfange zu entschuldigen; — endlich sprang er unmuthig auf und trat ans Fenster: Nun, Oheim, wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, ich mag nicht länger zusehen, wenn Andere ein Vergnügen genießen, das ich entbehren muß!

Großer Gott! sagte Julie halblaut.

Ist's das also? antwortete Winterfels: Armer Junge! du dauerst mich. Indessen bleibt doch dein Betragen immer sonderbar, und würde dich lächerlich machen, wenn es bekannt würde. Und das muß man am meisten und sorgfältigsten vermeiden, weil die Welt lieber Laster als Lächerlichkeiten verzeiht. Überhaupt soll ein vernünftiger Mann — —

Ein Bedienter, der mit einem Auftrage in dem Augenblick eintrat, unterbrach des Oheims Ermahnungen. August entfernte sich. Juliens düsterer Blick folgte Augusten, als er das Zimmer verließ, und ihr Entschluß war gefaßt. Des Vorfalls wurde nicht mehr gedacht, und alles blieb wie vorhin.

Am nächsten Balltage wußte sie es so zu veranlassen, daß sie den ersten Walzer mit ihrem Bruder tanzte. Nach den ersten Touren schon klagte sie über Schwindel. Doch hielt sie den ganzen Tanz aus. Beym zweyten Deutschen war sie an Ramsegg versagt; jetzt nahm ihr Schwindel so zu, daß sie zwey Mahl aufhören und sich setzen mußte. August eilte besorgt auf sie zu; sie versicherte ihn, es hätte nichts zu bedeuten, und bath ihn, ruhig zu seyn. Sie versuchte noch ein Mahl zu tanzen; aber es ging durchaus nicht. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe; und so mußte sie für dieß Mahl ihrem Vergnügen entsagen.

Am andern Morgen wurde sogleich der Arzt gerufen. Ihr Vater erinnerte sich an die neuliche Erkältung, und schrieb den Zufall jener Unbesonnenheit zu. Sie wurde befragt; aber sie konnte über nichts, als jenen Schwindel und zuweilen etwas Kopfweh klagen. Der Arzt untersagte das Tanzen

überhaupt, und verordnete eine Medizin, die sie fleißig zu nehmen versprach.

Am Abende des folgenden Tags trat August unvermuthet in Juliens Zimmer, und sah, wie sie die Schale mit Arzeney, statt sie zu nehmen, in ein Waschbecken schüttete. Er tadelte sie sanft darüber, und bath sie, ihre Gesundheit, die ihm so theuer sey, besser in Acht zu nehmen. Sie lächelte: Und glaubst denn du auch, daß ich krank bin? —

„Wie sollte ich nicht?“

Ich bin es aber nicht! Ich bin so gesund als du, und mag mich mit dem Zeug nicht verderben.

„Aber deine Schwindel, dein Kopfweh? Der Arzt hat dir verbothen zu tanzen.“

Sie ergriff seine Hand und sah ihm freundlich in die Augen: Du darfst es ja auch nicht, August! Und wer ist Schuld daran?

Er sah sie zweifelnd an. Sein Herz schlug hoch: Julie! Wie soll ich das verstehen? Wäre es möglich — um meinetwillen —

„Ja! Um deinetwillen, lieber August! Du kannst an dieser Freude keinen Theil mehr nehmen; es war unrecht, kieblos von mir, die ganz allein daran Ursache ist, sie noch länger ohne dich genießen zu wollen.“

Nein, nein, Julie! rief August: Das geht nicht an, das darf nicht seyn — du darfst mir ein solches Opfer nicht bringen, du liebst den Tanz.— Genieße dieser Freude ungestört — vergiß meine eifersüchtigen Grillen! Ich hätte mehr Gewalt über mich haben, mich einem aufwallenden Gefühle nicht hingeben sollen. Verzeih, Julie, verzeih! Und willst du mir deine Liebe beweisen, so tanze wie vorher, mit wem du willst — auch mit Ramsegg; ich werde ruhig seyn, denn ich kenne dein Herz.

Nimmermehr! antwortete Julie mit sanfter Festigkeit, indem sie Augusts Hand an ihre Lippen drückte: Du weißt, mein Leben ist dein, das habe ich dir in dem schönsten und heiligsten Moment meines Daseyns gelobt. Laß mir nun das Glück, auch etwas für dich thun zu können! Du raubst mir eine Seligkeit, wenn du dieß kleine Opfer nicht annimmst.

August drückte sie in stummer Rührung an sich. Sie legte den Kopf an seine Brust — und beyde fühlten sich unaussprechlich selig.

In Augusts Busen erwachte zuerst die Sorge wieder: — Dein Vater will dich aber mit Ramsegg verheirathen; — ich bin herüber gekommen, um deßwegen mit dir zu sprechen.

Ich weiß es, erwiederte Julie; aber es kann nicht geſchehen.

„Es kann nicht? Und warum nicht, wenn der Vater will.“

Ich will aber nicht.

„Er wird dich zwingen.“

Ich laſſe mich nicht zwingen — ich habe Muth.

„O es gibt eine Art des Zwangs, gegen die kein Muth aushält; die Gewalt der Überredung, der ſanften Bitte, des väterlichen Anſehens —

Höre mich, Auguſt! ſagte Julie: Aber laß dich gegen niemand etwas von dem merken, was ich dir jetzt ſage! Komm, ſetzen wir uns! Sie ſetzten ſich Hand in Hand auf's Kanapeh: Sieh, Auguſt! Ich ehre meinen Vater, ich bin ihm in allem, was er billig fordern kann, gehorſam; ich führe ſein Hausweſen mit Eifer und Fleiß, ich ſorge für ſeine Pflege, kurz, vor dir darf ich mich deſſen wohl rühmen, ich handle nach meiner innigſten Überzeugung pflichtmäßig. Das bin ich ihm ſchuldig; denn ich danke ihm das Leben, und die Gelegenheit, in der ich mich bilden und das werden konnte, was ich nun bin. Dafür gehören ihm auch dieſe Bildung, dieſe Fähigkeiten und Kräfte; aber — das Opfer meines Glückes, meines Lebens? — Wie kann das ein Vater von mir verlangen, der

mich in den ersten Augenblicken meines Daseyns aus dem Hause gestoßen, unter Fremden gelassen, und mit einem reichlichem Kostgelde und einigen Besuchen alle seine Vaterpflichten gegen mich abgekauft zu haben meint?“

„Julie! Julie! Um Gottes willen, was für Grundsätze!“

Verurtheile mich nicht, ehe du mich ausgehört hast! Zu einem Opfer, wie das, von dem wir sprechen, gehört eine tiefe, unendliche Liebe: — und wie könnte diese in meiner Brust entstanden seyn? Das erste Jahr meines Lebens war ich der guten Bauersfrau überlassen, die mich an ihrer Brust genährt, und auch nachher mir mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Diese gute Frau hat um meinetwillen manche Bequemlichkeit am Tage, manche Ruhe der Nacht entbehrt, sie hat mich gepflegt, mit mir Geduld gehabt, ehe ich noch verstehen konnte, was sie an mir that — sie hat mich geliebt — und, Auguſt! — hier traten Thränen in Juliens Augen, — wenn die gute Anne noch lebte, wenn ich glauben könnte, sie durch ein großes Opfer glücklich zu machen, ich würde es ohne Bedenken bringen. So auch für Madame Wander, die durch vierzehn Jahre Mutterstelle bey mir vertreten, der ich, nebst ihrem trefflichen

Manne, alles danke, was ich weiß, was ich bin, die schönsten Zeit, ihre Freuden geopfert, die ihr Leben für mich aufs Spiel gesetzt hat, als sie mich einst in einer ansteckenden Krankheit wartete, und durch keine Überredung von meinem Bette wegzubringen war. Aber mein Vater — —

„Er hat dich jetzt liebevoll in sein Haus aufgenommen, er behandelt dich gut und freundlich."

Das erkenne ich, wie ich soll; aber habe ich auch schlimme Behandlung verdient? — Er hat bisher keine Ursache gehabt, mit mir unzufrieden zu seyn, und so kann ich wohl auch erwarten, gut behandelt zu werden. — Unterbrich mich nicht, und versteh mich nicht falsch, lieber August! Ich werde nie meine Pflicht gegen meinen Vater außer Augen setzen, ich werde alles für ihn thun, was ich kann, ich werde auch wider seinen Willen nie einem Manne meine Hand geben; — aber — das steht fest und unwiderruflich in mir — ich werde mich auch nie zu einer Verbindung zwingen lassen."

August schwieg. Er hatte diesen Gründen nichts entgegen zu setzen; und der [illegible] bey diesem Streite, als daß seine Vernunft nicht [illegible] genug geblieben wäre, um manche Sophismen in Juliens Behauptungen zu widerlegen. Er war glücklich in dem Gefühle, sie [illegible]

haft geliebt zu werden, und in dem ſtolzen Bewußtſeyn froher Jugend dachte er, ſo wie Julie, an keine Zukunft an keine Gefahr, als nur mit der Überzeugung, ſie leicht überwinden zu können.

Ramsegg machte um diſe Zeit ernſtlichere Schritte zu ſeinem Ziele, und ſprach mit dem alten Grafen von ſeiner Liebe zu Julien. Dieſer ließ, als Ramsegg ſich entfernt hatte, ſeine Tochter rufen, erzählte ihr Ramseggs Bewerbungen, und erklärte ihr, daß ſie ihm ihre Hand geben müßte. Es war für gewöhnliche Menſchen nichts an dieſer Verbindung auszuſetzen. Ramsegg war von gutem Hauſe, reich, wohlgebildet, und wollte beſſer noch ſchimmer, als die übrigen jungen Leute ſeines Alters und Standes. Julie antwortete gefaßt mit Ruhe und Mein; der Vater zürnte und drohte — ſie blib unerſchütterlich. Endlich gerieth er auf den Gedanken, ob nicht eine geheime frühere Liebe im Spiele ſey, die das Mädchen ſo entſchloſſen in ihrem Widerſtande machte. Er warf ihr vor, und Julie weigerte ſich keinen Augenblick, was ihr recht und untadelhaft ſchien, zu bekennen, ſobald ſie dazu aufgefordert wurde. Ja, ich liebe, mein Vater! ſagte ſie: aber ich weiß, daß meine Liebe Ihre Billigung erhalten wird; ich liebe den Jüngling, den

Sie selbst immer Ihrer vorzüglichen Neigung werth gefunden haben, meinen Cousin August!

August? rief der Vater, fuhr erblassend zurück und schwieg, wie vom Blitze getroffen, einige Augenblicke: August? — Unglückselige! Was hast du gethan? Das darf nicht seyn, das kann nicht seyn. Gib jeden Gedanken von der Art auf! Es ist unmöglich. — Du kannst nie Augusts Frau werden. —

Die Heftigkeit, mit der der Vater sprach, das sichtbare Entsetzen, das sich in seinen Zügen mahlte, erschreckte auch Julien; sie zitterte. — Erst nach einer Weile vermochte sie sich zu fassen. — „Und warum denn nicht, mein Vater? Sie haben August ja immer geliebt?“

Weil — weil — weil es unmöglich ist. Verbanne jede Hoffnung! Lieber will ich dich todt, als mit ihm vermählt sehen.

Aber, mein Vater, hob Julie gefaßter an, darf ich Sie wohl um einen Grund dieses unbedingten Verbothes fragen?

Winterfels sah sie finster an: Er hat kein Vermögen — er ist nichts —

„Er ist jung, ich bin noch jünger, er hat viel gelernt. Ihr Ansehen, seine Familienverbindungen sind bedeutend, meine Ansprüche mäßig; ich

wünsch' mir kein schimmerndes Glück. Erlauben Sie uns zu warten, bis er im Stande seyn wird —"

Schweig! Narrenspossen, Romanideen! — Geh! und daß ich nie wieder ein Wort darüber höre.

Julie ging mit dieser Bitterkeit wegen dieses despotischen Gäste, die sich auf keine Erörterung, auf keine Gründe einlassen wollte, und fest entschlossen, lieber in einem Kloster oder in Dienstbarkeit von ihrer Handarbeit zu leben, als dem Vater seinen Willen zu thun, und dem Freunde ihres Herzens zu entsagen.

Nun ließ der Vater August rufen. Er stellte ihn zur Rede, und fand dieselbe Offenheit, aber auch denselben festen Sinn. Vergebens versuchte er Drohungen, Vorwürfe, Bitterkeit; August sprach sanfter, aber eben so entschlossen als Julie. Endlich kündigte er ihm an, daß er von diesem Augenblicke an kein Wort mit Julien allein sprechen, sie nie anders, als in Gegenwart der Familie sehen dürfe. August stand eine Weile betroffen. — Auch das, mein Oheim! sagte er: Ich werde Ihnen gehorchen, und durch diese pünctliche Folgsamkeit zeigen, daß ich keine so harte Behandlung verdient habe. Er ging. Winterfels blieb

in großer Bewegung allein, und schrieb sogleich an einen Verwandten, der General und Inhaber eines Kavallerieregiments war, und bath ihn, seinen Neffen, den er ihm sogleich senden würde, indessen als Cadetten anzunehmen, bis eine Offizierstelle frey seyn würde.

In wenig Tagen war Antwort da. Ein Wachtmeister desselben Regiments, ein alter vertrauter Mann, brachte sie, und hatte zugleich den Befehl, den künftigen Cadetten abzuhohlen, weil der General dem jungen Bürschchen, das man so über Hals und Kopf los seyn wollte, nicht viel Gutes zutraute.

Winterfels ließ seinen Neffen rufen, und kündigte ihm an, daß er sich fertig halten sollte, morgen mit diesem Manne zum Regimente des Baron von Minden abzureisen, wo er als Cadett eintreten würde. August erstarrte. — Er war von jeher zum Militärdienst bestimmt gewesen, und würde, ohne den Zufall in Mittenwald schon eine Offiziersstelle bey einem Infanterieregimente erhalten haben; — aber jetzt — und plötzlich, und als Cadett — in dieser Entfernung von Julien — das traf ihn wie ein Donnerschlag, und hemmte jeden Laut, jede Bewegung. Der Wachtmeister sah ihn verdächtig an; dieß Erblassen bestätigte

die Meinung, die der Regiments-Chef von seinem Cadetten hatte.

Nun, wie wirds? rief der Oheim.

Mein Oheim! antwortete August mit zitternder Stimme: Dieser Befehl — so plötzlich — so unerwartet —

„Es ist mein Wille, und ich dulde keinen Widerspruch.“

August biß die Lippen zusammen. Ich werde fertig seyn, sagte er mit fester Stimme, die beynahe trotzig klang, und ging rasch hinaus.

Der Graf argwohnte, daß er zu Julien gegangen seyn würde, er sandte ihm nach; aber man fand ihn auf seinem Zimmer, wo er mit heftigen Schritten auf und ab ging. Indessen verbreitete sich das Gerücht von Augusts schneller Abreise im ganzen Hause, und kam auch zu Julien. Sie wollte es nicht glauben, und flog zu ihrem Vater. Sein glühendes Gesicht, sein funkelnder Blick, die Gegenwart des fremden Reiters erschreckten sie gleich beym Eintritte; bebend und blaß blieb sie in der Thüre stehen.

Was willst du? fuhr der Vater sie an.

Es ist also wahr? sagte sie mit erloschener Stimme: Er geht?

„Ja! Und zwar morgen ſchon.“

Sehr wohl, antwortete Julie — wandte ſich, ging ein paar Schritte durch den Saal, und ſank bewußtlos zuſammen.

Jeſus Maria! ſchrie der Wachtmeiſter, und ſprang zu ihr hin. Der Graf folgte ihm. Sie hoben Julien auf einen Stuhl; der Graf ſchellte und ließ die Ohnmächtige auf ihr Zimmer bringen. — Nun fing der Wachtmeiſter an, einen Zuſammenhang zu ahnen, und mit treuherziger Gutmüthigkeit bath er für das junge Paar. Der Graf antwortete ihm rauh; und es blieb bey dem erſten Entſchluſſe. Indeſſen hatte ſich Julie erhohlt; aber ſie war ſo erſchöpft, daß ſie nicht aufſtehen konnte. Sie ſandte alſo ihre Kammerfrau zum Vater, und ließ ihn um die einzige Gnade bitten, von Auguſt Abſchied nehmen zu dürfen. Auch das ſchlug er ab. Vergebens bath die Kammerfrau weinend, vergebens der alte Krieger, dem die Thränen in den Augen ſtanden, wenn er an das hübſche, tödtlich blaſſe Mädchen dachte, das ihm auf den erſten Blick durch ſeinen majeſtätiſchen Anſtand ſo wohl gefallen hatte. Der Graf entſchloß ſich endlich, ſelbſt zu der Kranken zu gehen. Dieſe Todesbläſſe, dieß erloſchene Auge, dieß unwillkürliche Beben des ganzen Körpers, das ſie ſo-

gar am Sprechen hinderte, entwaffnete ihn. Er versprach ihr, daß sie Augusten noch ein Mahl sehen sollte, aber in Gegenwart der Kammerfrau. Sie willigte in alles. Ihre ganze Kraft war gebrochen; sie faßte mit fliegender Hand die ihres Vaters, und hatte Mühe, sie an die Lippen zu bringen. Tief erschüttert riß der Graf sich los, und eilte aus dem Zimmer.

Am Abende kam August. Man meldete ihr sein Hierseyn. Sie wollte vom Ruhbette aufstehen, um ihn nicht zu erschrecken; aber sie vermochte es nicht. Er trat ein — so bleich, so vernichtet wie sie. Schweigend nahte er sich ihr, schweigend reichten sie sich die Hände, und hielten sich lange, ohne daß eines zu sprechen fähig war. Denke meiner! fing endlich August an: Ich werde dich lange, lange nicht mehr sehen. Bey dem Klange dieser geliebten, jetzt so leisen, gebrochenen Töne stürzten Juliens Thränen, die ersten seit diesem Morgen, heftig hervor. Ein convulsivisches Schluchzen begleitete sie; die Kammerfrau sprang erschrocken hinzu, August umschlang sie in stummem Schmerz. Man legte sie aufs Ruhebett zurück — sie sprach nicht; aber sie hielt Augusts Hand mit krampfhafter Stärke, als wollte und könnte sie nicht von ihm lassen.

Nach langer Zeit brachte sie endlich einige Worte hervor, zog einen Ring vom Finger und gab ihn dem Geliebten. Leb' wohl! sagte sie: Wir sehen uns gewiß wieder — hier oder dort. August empfing den Ring und kämpfte seinen Schmerz nieder. Ich bin dein auf ewig! erwiederte er: Gott ist über uns, es ist seine Hand, die uns schwer trifft; laß uns ihn anbethen, und unser Loos mit Fassung tragen! Er vereinigt uns wieder. Hier oder dort! sprachen beyde zugleich — hier oder dort! wiederhohlte jedes, den Blick gen Himmel gewandt, — ihre Hände ließen sich los — August war fort. Julie lag still — ihre Thränen flossen auf ihre gerungenen Hände; — sie bethete mit tiefergebener Seele um Wiedervereinigung, um Segen für den Geliebten und Kraft für sich. Gegen die Nacht trat ein heftiges Fieber ein; kein Schlaf besuchte ihre Augen. — Wie der Tag anbrach, hörte sie die Pferde vorführen. Sie war allein. Mitten in der größten Fieberhitze sprang sie auf und ging an's Fenster. August stand im Hofe bey den Pferden mit Carl, der ihn schluchzend in die Arme schloß, und sich von dem geliebten Freunde nicht trennen konnte. Sie öffnete das Fenster, und rief ihm ein Lebewohl zu. August sah empor: Um Gottes

und sie glaubte wieder an die Möglichkeit einer bessern Zukunft, als die Nachricht von einer großen Schlacht sich in der Residenz verbreitete. Niemand wußte noch etwas Ausführliches. Augusts Regiment war dabey gewesen, es hatte viel gelitten — die Angst der Ungewißheit ließ Julien keinen Augenblick Ruhe; auch der Vater und Carl waren äußerst besorgt. Endlich kam ein Brief vom Obersten. Sie erkannte die Schriftzüge — eine düstere Ahnung überfiel sie; — aber so ängstlich auch ihr Herz schlug, überwand sie doch das heftige Verlangen, und ging nicht zu ihrem Vater, um ihn um Nachricht von dem zu bitten, von dem sein Eigensinn sie gerissen, und der auch noch jetzt sie in so schmerzender Entfernung hielt.

Unruhig, bestürmt vom streitenden Gefühle ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder, auf jedes Geräusch horchend, jeden Fußtritt belauschend, als Carl zu ihr herein trat. Sie ging schnell auf ihn zu und sah ihn scharf an. Er schwieg; aber in seinen sanften Zügen las sie den Zwang, den der Vorsatz, ruhig zu scheinen, über ein aufgeregtes Gemüth ausübte. Es sind schlimme Nachrichten von August da, sagte sie rasch: Der Oberst hat geschrieben — er ist verwundet — todt —

Carl trat erbleichend zurück: Woher weißt du —?

„Ha! Es iſt alſo? Es iſt? O nur geſchwinde, geſchwinde den ganzen Köcher deiner Pfeile, daß es mit Einem Mahl aus iſt!“

Liebe Julie! ſagte Carl einlenkend, da ihm dieſe Worte zeigten, Julie wiſſe nicht ſo viel, als er anfangs glaubte: Ich weiß nicht, was du gehört haſt; aber es iſt ſo ſchlimm nicht, als du meinſt.

„Nicht ſo ſchlimm? alſo doch ſchlimm, und wie ſchlimm denn? O, martere mich nicht länger!“

Du biſt außer aller Faſſung, Julie! und ich kann es nicht wagen, die eine unangenehme Nachricht mitzutheilen.

Ich bin ruhig, ſagte ſie nach einer augenblicklichen Stille: Ich bin vollkommen ruhig; ſprich nur!

„Der Vater hat mich zuvor rufen laſſen; es ſind Nachrichten von der Schlacht bey ** gekommen.“

Und Auguſt? —

„Er hat ſich ſo ausgezeichnet, daß ihm der Prinz ** einen großen Antheil an dem Siege zuſchreibt, weil er mit ſeiner Schwadron zur rech-

ten Zeit und mit ſolcher Tapferkeit in den Feind gedrungen, daß er ihn auf einem bedeutenden Puncte zum Weichen gebracht hat.“

Und er iſt gefallen? —

„Er lebt, Julie, er lebt! aber er iſt verwundet und gefangen. — Sein Ungeſtüm riß ihn zu weit in die feindlichen Scharen, und von einer Kugel getroffen ſtürzte er mitten unter ihnen.“

Und wo iſt die Wunde? —

„— — In der Bruſt. —“

Und er ſoll geneſen? Nimmermehr! — Täuſche mich nicht, Carl! er iſt todt, oder dem Tode nahe!

„Nein, Schweſter! Ich ſchwöre dir, daß er lebt; und der * * ſche General, an den ſein Oberſter ſchrieb, gibt Hoffnung für ſein Leben. — Seine Tapferkeit hat ihm die Achtung des Feindes erworben. Der General ſorgt für ihn, wie für einen Sohn.“

Ach, ſo läßt ſeine Tugend ihn bey Feinden eine Liebe finden, die ihm nun ſeinen Verwandten verſagt wurde! Mit dieſer bittern Bemerkung brachen ihre Thränen hervor; Carl weinte herzlich mit ihr, und verſuchte vergeblich, ſie zu beruhigen, da ſein Herz ſelbſt des Troſtes bedurfte.

[illegible] Julie geglaubt und Carl gefürchtet hatte, ohne es zu bekennen, traf ein. Ein zweyter Brief enthielt die Nachricht von Augusts Tode. Ein Einschluß des **schen Generals, der selbst an Graf Winterfels geschrieben hatte, berichtete die nähern Umstände, und drückte die Achtung und Liebe aus, die der Verstorbene seinen Feinden einzuflößen gewußt hatte. Dabey folgte der Todtenschein und ein Ring, den August am Finger getragen, und den er dem General in seinen letzten Stunden übergeben hatte, um ihn seiner Cousine zu senden. Es war der, den sie ihm beym Abschiede gab. Winterfels war tief gebeugt; seine Trauer grenzte an Verzweiflung, und schien durch Selbstvorwürfe noch vermehrt zu werden. Carls Schmerz ergoß sich in erleichternden Thränen. Julie allein schien mit Fassung zu tragen, was sie schwerer drückte, als die beyden Andern. Sie war still, meist ohne Thränen, so wie ohne Klage.

In einiger Zeit darauf trafen Augusts Leute mit seinen Pferden und seiner Bagage ein. Winterfels wollte sie nicht sehen; Julie aber schlich sich zu ihnen hinab, sie erkundigte sich um alles, von dem ersten Augenblicke der Abreise bis zu dem letzten des Lebens. Die Bursche mußten ihr erzählen, sie mußten ihr einige Kleinigkeiten, die August be-

sessen hatte, ohne des Vaters Verdammen, Feind sein; und diese, sorgfältig vor jedem unheiligen Auge verborgen, machten ihren höchsten Reichthum, ihr einziges Glück aus.

Wochen an Wochen vergingen; sie sammelten sich zu Monathen, zum Jahres. Oheim und Bruder waren längst getröstet; nur in Julius Brust lebte das Gefühl des ersten Tages noch. Kalt und theilnahmlos wies sie alle Anträge zu Verbindungen ab, und der längst genährte Gedanke, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen, gewann immer mehr Klarheit und Stärke in ihr. Sie wußte nur zu wohl, wie sehr ihr Vater diesem Entschlusse entgegen war; dennoch hoffte sie durch Klugheit und Beharrlichkeit an ihr Ziel zu gelangen. Eine Schwester ihres Vaters war Äbtissinn in einem ansehnlichen Stifte; mit ihr unterhielt sie seit längerer Zeit einen Briefwechsel, ihr entdeckte sie ihr Herz, ihren Wunsch, und bath sie, ihr zur Erfüllung desselben zu helfen. Die Tante hatte ihre Nichte lieb gewonnen. Die Erinnerungen an ihre eigene unglückliche Jugend erregten ihre lebhaftere Theilnahme, und machten sie bereit, ihre Bitte zu erhören; und so wußte sie es mit Anstand und Feinheit einzuleiten, daß ihr Bruder ihr erlauben mußte, die Nichte, die sie zu ihrer künftigen Er-

[illegible] bestimmt hatte, einmahl persönlich kennen zu lernen.

Ungern willigte Winterfels ein. Ihm ahnete der Zweck, der hier verborgen lag; aber er konnte die Bitte der Schwester, an deren Gunst ihm gelegen war, nicht abschlagen, und so ward der kommende Frühling zur Reise bestimmt.

Das war es, was Julie längst gewünscht hatte — Entfernung aus dem väterlichen Hause, wo schmerzliche Erinnerungen sie auf jedem Schritte begleiteten, und eine zerstreute, betäubende Lebensart sie ermüdete und verletzte. Ihr Gemüth bedurfte der Stille; diese allein konnte ihr das einzige Glück gewähren, das auf Erden noch für sie möglich war, und mit heißer Sehnsucht strebte ihre Seele darnach.

Von einer einzigen Kammerfrau begleitet, machte sie sich, sobald die Zeit es erlaubte, auf den Weg. Außer den Gütern ihres Vaters hatte sie die Welt wenig gesehen. So wirkte die Reise durch weite schöne Länder, in der Blüthenzeit des Jahres, schon an und für sich wohlthätig auf ihr krankes Gemüth, und in der angenehmen Abwechslung der Gegenstände, die sie nur leicht berührten, in der Stille, die um sie herrschte, ward ihr nach langer Zeit zum ersten Mahl

wieder wohl. Nach fünf Tagen [illegible] genehmen Reise kamen sie gegen Abend in das freundliche Thal, von mäßigen waldbewachsenen Bergen umgeben, in dessen Schooße das altertümliche Städtchen lag, hinter welchem das prächtige Stift mit seinen blendenden Zinnen und Glockenthürmen von einem Hügel im Abendroth herab schimmerte. An den gegenüber stehenden Bergen strömte der Fluß durch Kornfelder und duftende Wiesen; Gewerbfleiß und Verkehr belebte die Straßen, und durch ein Gothisches Thor, das nebst den starken Mauern, den Schießscharten und der Zugbrücke die ehemahlige Wehrhaftigkeit des Städtchens bezeugte, fuhr sie in die dämmernden Straßen. Vor Thüren und Buden saßen oder standen die Bewohner nach der Arbeit des Tags in traulichem Geplauder, und begrüßten ehrerbiethig die Frauen in der prächtigen Reisekutsche. Die Heiligenstatue auf dem Springbrunnen am Markte, die geistlichen Schildereyen und Sprüche an einigen Häusern, das stille Walten des bürgerlichen Lebens sprachen Juliens Gemüth friedlich und beruhigend an. — Jetzt hatten sie das andere Ende des Städtchens erreicht; ein Thor, wie das erste, führte sie in's Freye, und vor ihr stand ganz nahe ihr künftiger Wohn-

art, das Ziel ihrer Reise. Über eine hochgewölbte Brücke durch ein hallendes Thor rasselte der Wagen auf den Hof, den auf allen Seiten das alterthümliche, aber in schönem, großem Verhältnisse gebaute Stift umgab. Die Bedienten erschienen, Julien aus dem Wagen zu helfen; über der Treppe empfingen sie zwey Stiftsfräulein in schwarz seidener streng verhüllender Kleidung, die aber dem schlanken Wuchse zierlich angepaßt war, und führten sie in die Zimmer der Äbtissinn, wo fürstliche Pracht und geistliche Würde sich schön und erhebend vereinigten. Aus dem innersten Cabinette kam ihr die Tante entgegen. Diese hohe Gestalt, die Milde und Ruhe dieser Züge, die einst schön gewesen seyn mußten, das Silberhaar unter dem schwarzen Kopfputze, das schwarze Gewand, das ihr rauschend auf dem Fußteppiche folgte — das goldene Kreuz an der Brust, der ganze Ausdruck hoher Würde und gottergebener Frömmigkeit ergriffen Julien mächtig; sie sank unwillkürlich vor ihrer Tante auf die Knie, und küßte ihre Hand mit ehrfurchtsvoller Liebe. Auch die Tante war gerührt; und erst nach einer Weile waren beyde ruhig genug, von andern Gegenständen zu sprechen. Die Äbtissinn fragte nach ihrem Bruder, nach Carl. Die Stiftsfräulein nahmen Antheil an dem Ge-

spräche, eine geistliche Unterhaltung währte im von meiner Reise, in welchem sich Julie bald heimisch fühlte. Jetzt gab eine Glocke das Zeichen zur Abendtafel. — Die Äbtissinn erhob sich, ihr folgten die Damen und Julie. Alles schien in diesem Hause nach einem stillwaltenden höhern Gesetze zu gehen, dem jedes Mitglied sich willig fügte. Es war dieser Abend, so alle folgenden Tage.

Julie erhielt bald die Erlaubniß, nach den Regeln des Hauses leben und an allen Geschäften und Andachtsübungen der Stiftsdamen Antheil nehmen zu dürfen; und da es ihr nicht erlaubt war, die Kleidungen der Stiftfräulein zu tragen, so kleidete sie sich immer schwarz, und scheute so auch in ihrem Äußern das theure Andenken, dem sie sich hier in frommer Stille weihte. In einer streng regelmäßigen Ordnung, die ihre Zeit zwischen weiblichen Arbeiten, Geistesbildung und Andachtsübungen theilte, verflossen ihre Tage sehr einförmig, aber auch sehr ruhig. Jeden Morgen stand das angewiesene Tagewerk klar vor ihr, jeden Abend erquickte sie das Bewußtseyn wohl angewandter Thätigkeit; und über alles dieses goß der Geist klösterlicher Stille und Andacht, der sich, von lauter heiligen Gegenständen umringt, immer in der Nähe Gottes fühlte, einen unbeschreiblich beru-

higenden Zauber, der die tiefen Wunden ihres Gemüths zu heilen, und die Bitterkeit zu mildern anfing, welche sich in ihrem ganzen Wesen und Betragen verbreitet hatte.

Ein halbes Jahr war so unbemerkt und heiter verflossen. So oft auch Graf Winterfeld in seinen Briefen Erwähnung von ihrer Rückkehr gemacht hatte, hatte doch bald sie, bald die Tante scheinbare Vorwände zur Verlängerung ihres Aufenthalts gefunden. Endlich aber, als der Herbst schon zum Theile vorüber war, und mit dem Winter die Zeit der Kränklichkeit für ihren Vater eintrat, widerstand sie seinen Aufforderungen nicht länger. Im Stifte hatte sie gelernt, mit sanfter Ergebung ihre Wünsche der Pflicht zu opfern, und Andern auf Kosten des eigenen Glückes Freude zu machen. Sie nahm also unter heißen Thränen von der geliebten Tante, von den übrigen Freundinnen und dem stillen Aufenthalte Abschied, und trat ihre Reise noch vor der allzu rauhen Jahreszeit an.

Die Hälfte des Weges war ohne Unfall zurück gelegt worden, als eines Nachmittags, wo unfreundliches Herbstwetter mit Regen und Nebel und schlechte Straßen die Nachtstation sehr erwünscht machten, plötzlich ein Rad am Wagen zerbrach.

Die Verlegenheit war unbeschreiblich: rings herum in der Nähe kein Haus, nur in einiger Entfernung von der Straße sah man wenige Hütten zwischen halb entlaubten Bäumen hervorblicken. — Julie mußte sich bequemen auszusteigen, und zu Fuß in stätem leisen Regen auf dem schmutzigen Wege in das Dorf zu gehen, wo sie doch nichts als eine elende Herberge zu erwarten hatte. Sie trat in das bestgebaute Haus, das sich ihr zeigte. Man bewillkommte sie mit großer Gutmüthigkeit, und both ihr alles an, was man besaß; doch dieß Alles war so viel wie nichts für Julies Verhältnisse. Da sich indeß das Geschehene nicht ändern ließ, so setzte sie sich geduldig an den Tisch zur Bauersfrau, und half ihr und zweyen Töchtern Rüben schälen, indeß ihre Leute, weit unmuthiger als sie, das ganze Dorf durchstöberten, um etwas Besseres zu finden.

Die Bauersfrau war ganz entzückt über die Herablassung der fremden Dame, und beantwortete mit großer Redseligkeit alle Fragen, die Julie aus langer Weile über die Gegend, die Nachbarschaft u. s. w. an sie that. Sie erfuhr auf diese Art, daß das Gut einem Niederländischen Emigranten, dem Marquis Nieulange, zugehöre, der es vor zwey Jahren gekauft, und um vieles verbessert und

verschönert hatte. Der Marquis war noch ein junger Mann, die Marquise hingegen schon ziemlich betagt. Die Bäuerinn ergoß sich in Lobsprüchen über beyde; und Julie äußerte ihre Verwunderung, wie eine so vernünftige Frau, als die Marquise seyn sollte, eine so unverhältnißmäßige Verbindung habe eingehen können. Hierauf wußte die Bauersfrau nichts zu antworten, als daß die Marquise sehr reich und in ihren Jahren noch wirklich schön sey, und daß der Marquis, den sie als Offizier geheirathet habe, sehr gut mit ihr lebe, und ihr nie die geringste Ursache zur Eifersucht gebe.

Das ist schön von ihm, sagte Julie, und fand in ihrem Herzen den Schritt der Marquise wohl verzeihlich, aber dennoch nicht zu billigen.

Unter diesen Gesprächen ging plötzlich die Thüre auf, und ein eleganter Jäger trat ein, der eine Empfehlung seiner Herrschaft, des Marquis und der Marquise von Meulange, an die fremde Dame und eine Einladung, für diese Nacht im Schlosse fürlieb zu nehmen, brachte. Julie bedachte sich einen Moment; aber ein Blick auf das nicht bloß ärmliche, sondern unreinliche Zimmer bestimmte sie, das zuvorkommende Erbiethen anzunehmen. Sie ließ ihre Leute rufen; der Wagen des Marquis stand vor dem Hause, und Julie sahe auf das

eine ziemliche Strecke entferntes Schloß, zur groſſen Freude ihrer Leute, deren Ungeduld wahrſcheinlich Aufſehen im Dorf erregt und den Unfall ihrer Gebiethexinn der Herrſchaft bekannt gemacht hätte.

Man führte Julien durch mehrere mit Geſchmack, aber ohne Pracht eingerichtete Zimmer in ein niedliches Cabinett, und bald darauf trat eine Frau, zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren, mit edlem Anſtande und Zügen, die man jetzt noch ſchön nennen konnte, in's Zimmer. Sie bewillkommte Julien in ſehr ſchönem Franzöſiſch, und zeigte in allem den Ton der feinſten Sitte. Eben ſo artig und ſchonend war ihre Erkundigung um den Nahmen ihres angenehmen Gaſtes. Julie nannte ſich, und ſah befremdet eine ſchnelle Bewegung über das Geſicht der Frau vom Hauſe gleiten. Im nächſten Augenblick war alles wieder verſchwunden, und Frau von Nivelange ſetzte das Geſpräch unbefangen fort; nach einer Weile aber, als ſie Julien's feuchte Kleidung bemerkte, drang ſie in ſie, ſich umzukleiden, und begleitete ſie freundlich bis an das für ſie beſtimmte Apartement, wo ſie ſie den Händen der Kammerfrau übergab.

Julie war geſchwind mit ihrem Anzuge fertig, und ging nun wieder hinab zur Marquiſe, die ihre Zurückkunft nicht ſo ſchnell vermuthete; ſie fand

ſie nicht allein. Neben ihr auf dem Kanapeh ſaß ein junger Mann; ſein Geſicht lag auf der Hand der Marquiſe, die er an ſeine Lippen drückte. Auf das Geräuſch von Juliens Eintreten richtete er ſich empor — und Julie ſtand wie vom Donner gerührt. Einen Schrey, den ſie ausſtoſſen wollte, hielt die Erſtarrung zurück. Es war Auguſt ſelbſt oder ſein ununterſcheidbares Ebenbild. Die Marquiſe unterbrach die augenblickliche Stille, die im Zimmer herrſchte, mit den Worten: Der Marquis von Rieulange, indem ſie ſich zu Julie wandte, und zu ihrem Manne: Die Gräfinn von Winterfels, die ein glücklicher Zufall zu uns geführt hat. Der Marquis ſtand auf und verbeugte ſich kalt — fremd, indem er ein paar verbindliche Worte über das Vergnügen, ihre Bekanntſchaft zu machen, ſagte.

Julie war nicht im Stande zu antworten. Thränen, die aus ihren Augen hervorſtürzen wollten, und die Ungewißheit und beleidigter Stolz zurück hielten, hemmten ihre Sprache. Sie wußte nicht, wie ihr geſchah, ob ein Blendwerk ſie äffe, ob das Grab ſeine Todten wieder gebe, oder ob ein ſo ſeltſames Spiel der Natur, wie dieſe Ähnlichkeit, möglich ſey. Sie zitterte, ſie hielt ſich an einem Stuhle, der neben ihr ſtand. Die Marquiſe ſah ih-

re Bewegung und eilte ihr beyzuſpringen; — aber Er, die Urſache dieſer Erſchütterung, blieb ungerührt, und, wie es ſchien, ruhig an ſeinem Platze. Das empörte Juliens Herz noch mehr, und, von zerreiſſendem Schmerz überwältigt, ſank ſie auf den Stuhl nieder. Die Marquiſe war erſchrocken, ſie wollte ihre Leute rufen laſſen. — Julie verbath das, ohne zu ſprechen, durch ein Zeichen mit der Hand; — ſie wünſchte nichts, als das Zimmer verlaſſen zu können. Sie verſuchte aufzuſtehen; die Marquiſe unterſtützte ſie, und zeigte ihr ſo viel zärtliche Theilnahme, daß Auguſts fremdes, ruhiges Betragen ihr noch ſchmerzlicher vorkam. Sie ſah ihn an; ein düſterer aber ſo kalter Blick begegnete dem ihrigen, daß ihr Stolz und ihre Beſinnung ſchnell erwachten, und über jede Schwäche ſiegten. Er iſt es nicht, ſagte ſie bey ſich ſelbſt, er kann es nicht ſeyn. Es iſt ein zufälliges Spiel der Natur, und ich bin eine Thörinn, mich auf dieſen Grad von einer Täuſchung hinreiſſen zu laſſen. Sie ſtrebte Faſſung zu erringen, und es gelang ihr. Sie entſchloß ſich zu bleiben und näher zu unterſuchen; ſie verſicherte der Marquiſe, daß der Anfall von Schwindel, dem ſie oft unterworfen ſey, vorüber wäre, daß ſie ſich beſſer befinde, und ging, von ihr geführt, wieder

zum Sopha zurück. Der Marquis setzte sich gegenüber. Juliens Blicke hingen an der räthselhaften Gestalt; — sie horchte auf jeden Ton, verglich jeden Zug, jede Bewegung mit dem Bilde, das so lebhaft vor ihrer Seele stand, und eins um's andere glaubte sie bald die entschiedenste Gewißheit, bald eine auffallende Ungleichheit zu finden. Der Marquis war viel hagerer, etwas größer und blasser, seine Züge tiefer als Augusts, seine Stimme dumpfer und ohne den lieblichen Klang, der in Augusts Sprache sie so oft bezaubert hatte. Und wie wäre es denn möglich, daß der Jugendgeliebte, der ihr ewige Treue geschworen, dessen festen Sinn sie wohl kannte, sich so verwandelt und jede Spur alter Neigung so ganz vergessen haben, ja, die Unverschämtheit so weit treiben sollte, nicht bloß eine frühere Geliebte, sondern eine Blutsverwandte, die Tochter seines Wohlthäters nicht mehr kennen zu wollen? — Nein, es war nicht August, — der schlief längst im Schooße des Grabes — und was jetzt sie beunruhigte, war ein wunderbares Zusammentreffen, mehr nicht.

Der Marquis, der wenig Antheil am Gespräche genommen hatte, stand jetzt auf und verließ das Zimmer. Julie sah ihm nach, und neues Entsetzen durchschauerte sie. Der Marquis hatte im Gange

denſelben Fehler, wie Auguſt ſeit dem Tage, wo er, um ihr Leben zu retten, ſich den Fuß verletzt hatte. Dieſe Bemerkung verſcheuchte den kleinen Anſchein von Ruhe, den ſie mühſam erkämpft hatte. Die Marquiſe ſah ſie erblaſſen, und ſtreckte die Arme aus, um ſie vor dem Umſinken zu bewahren. Verzeihen Sie, Marquiſe! ſagte Julie: Ich mache Ihnen nichts als Schrecken und Verwirrung — und Sie werden die Stunde nicht ſegnen, wo Sie mich gaſtfreundlich in ihr Haus aufnahmen. Leiden und Erfahrungen mancher Art haben meine Geſundheit erſchüttert; ſo bin ich mir ſelbſt und denen, die mit mir leben müſſen, zur Laſt. Die Marquiſe ergriff ihre Hand mit freundlichem Drucke; ſie ſprach ihr liebevoll Muth und Ruhe ein, ſie bath ſie, ihr Haus als ihr väterliches zu betrachten, ihren Gefühlen freyen Lauf zu laſſen, und in ihr eine Freundinn zu ſehen, die jede Empfindung ihres Herzens zu theilen bereit wäre. Der Ton des Gefühls in dieſen Worten, der ſeelenvolle Blick, der ſie begleitete, die Thränen, die die ſchönen Augen der Marquiſe ſchwellten, überzeugten Julien von der Wahrheit dieſer Rede, und ihr Herz erleichterte ſich durch Thränen und einige unbeſtimmte Äußerungen über ihr Schickſal. Als das Geſpräch wieder ruhiger geworden war, ſagte die Marquiſe,

gleichsam um ihres Mannes plötzliches Fortgehen zu entschuldigen, daß er nicht wohl sey, und bey schlechtem Wetter sehr an den Schmerzen seiner Blessuren leide.

Der Marquis hat gedient?

Er hat einen Feldzug mitgemacht; aber eine Wunde im Fuße und eine in der Brust zwangen ihn, seinen Abschied zu nehmen.

Julie sann zweifelnd nach. Augusts Verletzung am Fuße war keine Folge seiner Kriegsdienste gewesen; sie war von Neuem irre geworden. Die Marquise erzählte darauf, wie man ihn verwundet in ihr Haus gebracht, wie sie ihn während der Zeit seiner Krankheit ganz kennen und schätzen gelernt habe u. s. w. Julie wußte nicht, was sie denken sollte. Ein Umstand zerstörte die Meinung wieder, die ein anderer erregt hatte. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie war zerstreut, unruhig und sehr froh, als der Kammerdiener eintrat, um zu melden, daß das Souper aufgetragen sey. Zugleich sagte er, daß der Marquis sich entschuldigen lasse, indem er sich früher zu Bette gelegt habe.

Julie war sehr froh, im Speisesaale den Hauscapellan und den Secretär zu finden, und so des anhaltenden Antheils am Gespräche überhoben zu seyn, und noch froher, als die Marquise die Tafel

bald aufhob, und die Einsamkeit ihres Zimmers ihr endlich die Freyheit gab, ihre verwirrten Gedanken zu sammeln. Der Schlaf unterbrach diese schmerzlichere Beschäftigung nicht, und der spätte Herbstmorgen fand sie wach. Aus allem Nachgrübeln, Forschen, Vergleichen über jeden Umstand, den sie bemerkte, jedes Wort, das sie gehört hatte, über die Bewegung der Marquise, als Julie ihren Nahmen nannte, über so manches Räthselhafte in der Nachricht von Augusts Verwundung und Tod, über sein gänzliches Stillschweigen, so lange er beym Regimente war, ging endlich nichts als die traurige Wahrscheinlichkeit hervor, daß August seine jetzige Frau wohl schon vor der letzten Schlacht gekannt, daß er sich, als er verwundet worden, darum zu ihr habe bringen lassen, und dann die Nachricht von seinem Tode geflissentlich verspätet habe, um jedes ältere Band zu lösen, und diese Frau, Gott weiß aus welchen Ursachen, zu heirathen. So schmerzlich diese Vermuthung war, so blieb doch endlich nach tausend ersonnenen und wieder verworfenen Erklärungsarten nur diese allein übrig, um eine sonst unbegreifliche Begebenheit fassen zu können; und sie erzeugte den festen Entschluß in ihr, dieses Haus, sobald als möglich, zu verlassen, wo jedes längere Verweilen ihr nur

Verwirrung und Schmerz bringen mußte. Sie kleidete ſich ſchnell an, befahl ihren Leuten ſich fertig zu halten, und ging zur Marquiſe hinab, die mit dem Frühſtücke auf ſie wartete. Sie fand den Marquis im Zimmer; auch ſeine Züge, ſeine Augen trugen die Spuren einer ſchlaflos und ſchmerzlich zugebrachten Nacht. Es konnte Wirkung körperlicher Leiden, es konnte — wenn es Auguſt war — Folge innerer Vorwürfe, Beſchämung und vielleicht Reue ſeyn. Das Geſpräch war höchſt einſylbig. Julie kündete ihren Entſchluß an, das Schloß ſogleich zu verlaſſen. Die Marquiſe drang höflich in ſie, zu verweilen; Julie entſchuldigte ſich eben ſo. Der Marquis ſagte kein Wort. Sie ſtand auf, um fortzugehen; da trat er zu ihr und both ihr den Arm. Julie vermochte es nicht, ihn anzuſehen. Mit geſenktem Blicke legte ſie ihren Arm in den ſeinen; er ſchien ihr zu zittern, und eine heftige Erſchütterung durchbebte ihr Inneres. Keines ſprach ein Wort. So gingen ſie ſtumm durch die Zimmer, bis zur Treppe. Hier blieb ſie ſtehen, um Abſchied zu nehmen. Der Marquis ſchien den Augenblick verzögern zu wollen; er hielt ihre Hand jetzt in der ſeinigen, und das Zittern derſelben wurde merklicher. Sie hob das Auge empor, ein glühender aber unendlich wehmüthiger Blick traf

den ihrigen. — Auguſt! rief ſie mit Heftigkeit. Der Marquis riß ſich haſtig von ihr los und ſtürzte fort. — Sie ſah ihm ſtarr, bebend nach. Nach einer Weile wandte ſie ſich, verbarg die hervor brechenden Thränen in ihr Tuch, und warf ſich, von tauſend ſchmerzlichen Gefühlen zerriſſen, in ihren Wagen.

In dieſem Gemüthszuſtande kam ſie zu ihrem Vater zurück. Er ſah mit Erſtaunen die Veränderung, er befragte ſie darum: und ſie erzählte ihm alles mit ſolcher Heftigkeit, mit ſolcher Erſchütterung, daß auch Winterfels davon hingeriſſen wurde, und die Möglichkeit, daß ſein Auguſt noch lebe, daß er den theuern Jüngling vielleicht wieder ſehen ſollte, ihn mit Entzücken erfüllte. Er ließ ſich von Julie noch ein Mahl jeden Umſtand, jedes Wort, beſonders jeden Zug in der Geſtalt der Marquiſe beſchreiben. Oft ſchüttelte er bedenklich den Kopf, oft entſtahl ſich ein Seufzer ſeinen Lippen. Endlich ſtand er auf, ging an ſeinen Schreibtiſch, hohlte aus einem verborgenen Fache ein reich mit Brillanten beſetztes Gemählde hervor, zeigte es Julien, und fragte ſie, ob ſie es kenne? Großer Gott! ſchrie dieſe: Das iſt die Marquiſe, wie ſie in ihrer Jugend war! Wie kommt dieß Bild in Ihre Hände? Wer iſt dieſe

Frau? Wie hängt ihr Schickſal mit Auguſts zuſammen? Der Graf antwortete nicht; er war bleich und ſo angegriffen, daß er ſich ſetzen mußte. Julie unterſtützte ihn; er faßte ſich, und ſie drang nun von Neuem in ihn. Aber Winterfels winkte ihr mit der Hand, zu ſchweigen. Ich kann nicht, mein Kind! ſagte er tief bewegt aber ſanft: Ich muß erſt wiſſen, was geſchehen iſt, ob kein entſetzliches Verbrechen — Genug, mein Kind! Sedulde dich! Sobald ich unterrichtet bin, ſollſt du alles erfahren.

Mit dieſem Beſcheide entließ er ſeine Tochter, verſchloß ſich in ſein Cabinett, und ſah niemanden, ſelbſt ſeine Kinder nicht, die Tiſchzeit ausgenommen. Hier war er finſter, in ſich gekehrt, wie von innerer Unruhe gequält. Niemand wagte es, ihn zu befragen; und ſelbſt Julie, die die Veranlaſſung dieſer Stimmung wohl kannte, konnte doch den innern Zuſammenhang nicht errathen.

Am Abende des achten Tages, ſeit Julie wieder zurückgekommen war, trat der Kammerdiener in ihr Zimmer, und rief ſie zu ihrem Vater. Mit hochklopfendem Herzen ging ſie hinüber; ſie ſah ihn forſchend an, ſie wollte in ſeinen Blicken ihr Schickſal leſen. Feyerlich und ernſt hieß er ſie neben ſich ſetzen, und nach einer Einleitung, daß es

Fälle geben könne, wo Ältern sich durch den Zusammenstoß der Umstände gezwungen sähen, ihren Kindern Fehltritte ihrer eigenen Jugend zu entdecken, und daß es dann den Kindern nicht zukomme, darüber zu richten, fing er an, ihr in schonenden Ausdrücken die Geschichte seines Verhältnisses zur Herzoginn von ** zu erzählen. Diese Fürstinn, fuhr er im Verfolge seiner Erzählung fort, ist dieselbe Frau, die du unter dem Nahmen, Marquise de Rieulange, hast kennen lernen. August lebt — dein Herz hat dich nicht getäuscht; aber die Marquise ist nicht seine Frau, sie ist seine Mutter, und er — ist dein Bruder.

Mein Bruder? wiederhohlte Julie erstarrt und todtenbleich: August mein Bruder?

Du siehst nun den wahren und unerschütterlichen Grund meiner Abneigung, ja meines Entsetzens vor eurer Liebe, vor dieser Verirrung der Natur — dieser —

Der Graf hätte noch lange fortfahren können, Julie würde ihn nicht unterbrochen haben. Sie lag bleich, ohne Bewegung, mit erloschenen Augen auf die Kissen des Kanapehs zurück gesunken. Als sie sich erhohlt hatte, bath sie ihren Vater um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, und erschien erst den folgenden Mittag wieder bey Tische.

Sie schwieg von dem gütigen Entdecken; und so mochte auch niemand in den ersten Tagen ihrer Ehe erröthen.

Nach und nach, so wie sie sich mehr im Stande fühlte, von einem Gegenstands reden zu hören, dessen leiseste Berührung ihr anfangs unaushaltbare Erschütterungen erregt hatte, erfuhr sie den ganzen Zusammenhang.

Die Herzogin von A. hatte in jener Zeit ihrer Verbindung mit Winterfelsen gern eingewilligt, daß das Pfand einer unglücklichen Liebe, bey dem Bruder desselben erzogen würde. Späterhin, als der erste Taumel der Leidenschaft vorüber war, und eine genauere Kenntniß von Winterfelsens Charakter ihre Liebe mit Achtung zugleich erfüllete, blieb doch immer eine zärtliche Neigung für ihren Sohn, um so zärtlicher, als der Himmel ihr in ihrer Ehe dieses Glück versagt hatte. Mit der größten Behutsamkeit, und ohne daß Winterfelsen es ahnete, mit dem sie jede, auch die entfernteste Verbindung abgebrochen hatte, wußte sie sich immer Nachrichten von Augusts Leben zu verschaffen, und in ihrem freudenlosen Daseyn nahmen die Entwicklungen ihres Sohnes, die Entwicklung seines Charakters, die schönen Hoffnungen, zu denen er berechtigte, ihr einzig

Ungarn sah sie ihn aus dem stillen rechtlichen Hause seines Oheims auf den glänzenden Schauplatz, im Hause seines Vaters, versetzt; aber sie mußte geschehen lassen, was sie nicht hindern konnte. Und als bald darauf ihr Gemahl starb, und ihr die Freyheit gab, in der Einsamkeit sich selbst und ihren Gefühlen leben zu können, war es eine süße Beschäftigung für sie, sich Möglichkeiten zu ersinnen, wie sie einst das einzige Wesen, in dem ihr Herz hing, ihren geliebten Auguste, in ihre Nähe bringen, und, ohne ihr wahres Verhältniß zu ihm zu entdecken, das Vergnügen genießen könnte, mit ihm zu leben.

So wie er das Haus seines Vaters wieder verlassen hatte, verdoppelte sie ihre Wachsamkeit über ihn. Sie erfuhr seine unglückliche Leidenschaft für seine unerkannte Schwester; sie wußte sich auch während des Krieges Nachrichten von ihm zu verschaffen, indem sie sich dem Kriegsschauplatze auf einer vorgeblichen Reise näherte; und die Nachricht von seiner gefährlichen Verwundung traf sie nicht weit von dem Orte, wo die Schlacht vorgefallen war. Wie heftig auch das Mutterherz durch die Gefahr des einzigen Sohnes erschüttert war, fand ihr Geist doch Kraft, sich über dieß Unglück zu erheben, und es, wo möglich, zum

Werkzeuge eines künftigen, schöneren Daseyns zu machen. August sollte todt seyn — todt für Julien, todt für seinen Vater, dem sie ihn nie recht gegönnt hatte, nur nicht für sie! Sie reiſte an den Ort, wo er ſich befand, und wo man eben für sein Aufkommen einige Hoffnung zu schöpfen begann. Sie entdeckte sich dem **ſchen Generale, der August bereits sehr lieb gewonnen hatte, sie wußte ihn für sich und den unglücklichen Jüngling noch mehr durch die Erzählung ihrer Geſchichte zu gewinnen. Eine beträchtliche Summe erkaufte das Stillſchweigen und die Mitwirkung des Wundarztes und Spitaldirectors. Unter der ungeheuren Zahl der Bleſſirten wurde das Schickſal eines Einzigen nicht beachtet; man ſtellte den Todtenſchein aus, der General meldete dem Grafen den Tod ſeines Neffen, und Auguſt wurde, ſobald er einige Bewegung vertragen konnte, in das Haus ſeiner Mutter gebracht.

Noch unbekannt mit ſeinem wahren Verhältniſſe, mit dem, was man über ihn beſtimmt hatte, fühlte er ſich aus Dankbarkeit und Liebe zu der edlen, wohlthätigen Frau hingezogen, die des fremden Kriegers mit ſo unermüdeter Sorge pflegte. Als er aber nach und nach gewahr, als ſie ihn im Stande glaubte, eine ſolche Entdeckung ohne

Gefahr aufzuhalten, machte sie ihn schonend und langsam mit seinem Schicksale bekannt; und August fand eine alte geahnete Mutter, nun die Geliebte seines Herzens auf ewig zu verlieren.

Es fehlte wenig, daß diese Erschütterung ihn in den vorigen gefährlichen Zustand gestürzt hätte. Nur der rastlosen Liebe und Sorge seiner Mutter verdankte er seine Erhaltung; und als er endlich gefaßt genug war, um über sein Schicksal nachzudenken, mußte auch er ihren Entwurf billigen, und mit zerrissenem Herzen einsehen, daß durch den Glauben an seinen Tod am besten für Juliens Ruhe gesorgt sey.

Mit Standhaftigkeit und religiöser Fassung ergab er sich in das Unabänderliche; er entsagte Julien und mit ihr dem ganzen Geschlechte, und fand eine Art von Beruhigung darin, seine Zukunft ganz seiner Mutter zu weihen und nur für sie zu leben.

Sie überlegten nun gemeinschaftlich einen Plan für ihre künftige Existenz. Es ward beschlossen, daß sie, um jede Frage, jeden Verdacht der Neugier zu entfernen, weit von dem Hofe, wo die Herzogin lebt, sich in einem fremden Lande, unter dem Nahmen von Emigrirten, ankaufen, und August, für den Gemahl der Herzogin gel-

ten sollte, den sie als Offizier kennen gelernt, und, Trotz des Unterschieds der Jahre, geliebt und geheirathet hatte. Nur zwey Personen aus ihrer Familie wußten um ihr Geheimniß; vor der Welt hieß es, sie sey auf Reisen, und halte sich in Italien auf. Wenn dann einst Winterfels todt, Julie vielleicht längst mit einem Andern glücklich, und jede Spur der Vergangenheit verlöscht seyn würde, wollten sie aus ihrer Verborgenheit hervor treten, und die Herzoginn am Hofe ihrer väterlichen Verwandten die letzten Jahre ihres Lebens zubringen.

So hatten sie sich seit kurzem in der Gegend niedergelassen, in welche der Zufall Julien führte. Ohne zu wissen, wen sie unter ihr Dach aufnahmen, hatte natürliche Gutmüthigkeit sie vermocht, der fremden Dame ihr Schloß anzubiethen. Juliens Nahmen erregte der Herzoginn flüchtigen Schrecken; Mitleid und Mutterliebe zogen sie an die Schwester, an die Geliebte ihres Sohnes, deren Anstand und Betragen sie im ersten Augenblicke angenehm angesprochen hatten. Auszust erfuhr von seiner Mutter, wer sich im Schlosse befand. Er war entschieden, sie nicht zu sehen, aber vorbereitet auf die Rolle, die er zu spielen hatte, wenn ein Zufall sie zusammen führen sollte, als Julie

in's Zimmer trat. — Nur der Vortheil, daß er durch seine Mutter bereits unterrichtet war, und die Macht, welche lange Bekanntschaft mit seinem Unglücke und natürliche Standhaftigkeit ihm gaben, machten es ihm möglich, sich in dem Charakter der Fremdheit und Kälte leidlich zu behaupten, den er anzunehmen sich von den Umständen gedrungen sah. Bald aber wurde ihm diese Rolle drückend, gegenüber derjenigen, die er allein und ausschließend geliebt hatte, die zu lieben ihm die heiligsten Gesetze verbothen, und in deren Herzen er ungezweifelt noch mit eben der Stärke als ehemahls herrschte. Er verließ das Zimmer; er erschien den Abend nicht wieder, und konnte sich doch den schmerzlichen Trost nicht versagen, sie am andern Morgen noch ein Mahl zu sehen, und so weit zu begleiten als möglich. Seine innere Bewegung theilte sich ihr mit, seine Standhaftigkeit begann zu wanken; ihr Ausruf, als sie ihn gewiß erkannte, schreckte ihn von ihr hinweg, und ließ ihn marternden Gefühlen zum Raube, die seine mühsam erworbene Ruhe auf lange Zeit störten.

Das war's, was Julie theils aus den Erzählungen ihres Vaters, theils aus einem Briefe der Marquise erfuhr, an welche dieser, in der heftigsten Erschütterung über Juliens Bericht, geschrie-

ben hatte. Ihr Zustand war, seit sie ihr Schicksal ganz kannte, bedauernswürdiger als vorher. Der Gedanke, einen Bruder geliebt zu haben, das Entsetzen vor dieser Leidenschaft, die Strafbarkeit einer ehemahls so schuldlosen Neigung wirkten zerstörend auf ihr Gemüth wie auf ihren Körper, und heftiger als jemahls sehnte sie sich nach der Stille des geliebten Stifts, wo sie allein Heilung ihrer Wunden und Ruhe für ihr Gewissen zu finden hoffte.

Halb und halb hatte Winterfels bereits ihren dringenden Bitten und den Vorstellungen des Arztes nachgegeben, der nur in dieser Erfüllung ihres Wunsches Linderung für ihre Gemüthskrankheit sah, als jener selbst bedenklich krank wurde. In dem Augenblicke gab Julie alle Gedanken an die Reise auf, und widmete sich der Pflege ihres Vaters mit einer Freudigkeit und Anstrengung, die niemand, am wenigsten Winterfels selbst, ihr zugetraut hätte. Sie that mehr, als ihre Kräfte und der Arzt erlaubten; es war, als triebe sie ein innerer Geist, sich den härtesten, den mühsamsten Diensten zu unterziehen, als suche sie in Büßungen Erleichterung einer schweren Schuld, eines obgleich unfreywilligen Verbrechens.

Ihres Vaters Herz öffnete sich erst jetzt recht

in Liebe gegen sie, und an der Pforte des Todes erschien ihm so ein neues Glück, ein neues Band an die Welt, die er zu verlassen weder willig noch bereitet war. Dennoch näherte sich der gefürchtete und nie mit Ernst bedachte Zeitpunct allmählich mehr, und endlich so entschieden, daß die Ärzte es nothwendig fanden, den Grafen, um seiner Angelegenheiten willen, davon zu unterrichten. Niemand wagte es, sich diesem Auftrage zu unterziehen; denn alle kannten sein Entsetzen vor dem Tode. Endlich übernahm es Julie; und nach manchem peinlichen Auftritte gelang es ihr, seine Gedanken allmählich von diesem Leben auf ein höheres zu richten, und ihn dem unvermeidlichen Augenblicke mit Gelassenheit entgegen sehen zu machen. Er ordnete seine Angelegenheiten und wünschte nur, seine beyden Söhne noch ein Mahl zu sehen; denn auch Carl war seit einem halben Jahre auf Reisen. Julie schauderte bey dem Gedanken, August wieder zu sehen; aber des sterbenden Vaters Gemüth hing mit so viel Sehnsucht an diesem Wunsche, daß sie auch dieß Opfer brachte, an Carl und endlich an August schrieb, und nun mit unendlichem Grauen jeden Tag seine Ankunft erwartete.

Es war an einem düstern Winternachmittage,

Julie saß am Bette ihres Vaters, als die Thüre sich leise öffnete. Sie blickte hin, August stand im Zimmer. Wer ist es? fragte der Vater, dem die Bettvorhänge den Kommenden verbargen; aber Julie war nicht im Stande zu antworten. Sie war aufgesprungen, als wollte sie entfliehen; ein Blick auf die theure Gestalt fesselte sie an ihre Stelle. Ich bin's, mein Vater! sagte August. Bey dem Klange der bekannten Stimme streckte ihm der Vater die Arme entgegen. August sank vor dem Bette auf die Knie, und verbarg sein Gesicht, seine strömenden Augen in des Vaters Hände. Auch Juliens Beklemmung löste sich in Thränen auf; er hörte sie weinen, und stand auf. Meine theure Schwester! sagte er mit unterdrückter Stimme, indem er ihr die Hand both; aber sie riß sich von ihm los, und verließ in heftiger Bewegung das Zimmer.

Winterfels hatte Schonung und Mitleid genug für seinen Sohn, um in diesem Augenblicke den Kampf in seiner Brust durch kein unzeitiges Wort zu stören. Erst, nachdem August sich wieder gefaßt, und mit der Bitte um Vergebung seinem Vater genähert hatte, fing dieser an, ohne des jetzigen Auftritts und der ganzen Vergangenheit

zu erwähnen, von den Einrichtungen zu sprechen, die sein Tod nothwendig machen würde.

Nach einigen Stunden trat Julie wieder ein, blaß, verweint, still. Sie setzte sich Augusten gegenüber, sie sprach zuweilen ein Wort mit; aber ihr ganzes Benehmen zeigte von der Zerstörung ihres Gemüths. Mit ängstlicher Sorgfalt wurde alles vermieden, was auch nur von fern die alten Verhältnisse berührte, und in die neuen sich schweigend gefügt. Des Vaters erlöschender Lebensfunke, den die Freude an dem geliebten Sohne noch einmahl hell aufgefacht hatte, sank allmählig wieder; und wenige Tage nach Augusts Ankunft, starb er in den Armen seiner Kinder, nachdem er Julien eine ansehnliche Summe, die ihr eine völlig unabhängige Existenz sicherte, in seinem Testamente bestimmt hatte.

Die Geschwister blieben nun allein im Trauerhause. Sie fühlten das Peinliche dieser Lage; sie vermieden sich so viel als möglich, und suchten in den Anstalten und Einrichtungen, welche der Tod ihres Vaters verursachte, Beschäftigung und Ablenkung von schmerzlichen Gedanken, bis endlich Carls Ankunft, die einige Tage darauf erfolgte, ihnen Erleichterung gewährte.

Julie hatte gleich nach ihres Vaters Tode an

ihre Erzieherinn, Madame Wander, geschrieben und sie gebethen, wenn es ihr möglich wäre, sie auf einige Zeit zu besuchen. Die vielen Geschäfte, welche die Auseinandersetzung des Vermögens machte, die düstere Stimmung nach dem Tode ihres Vaters dienten ihr zum schicklichen Vorwande; die Furcht, sich mit August allein zu finden, war der wahre Grund. Madame Wander, die ihre Pflegetochter immer zärtlich geliebt hatte, folgte auch diesem Rufe schnell, und traf den Tag nach Carls Ankunft bey Julie ein.

Julie flog mit wehmüthiger Freude in ihre Arme, und vergaß auf einige Augenblicke ihrer Lage; bald aber glaubte sie zu bemerken, daß eine gewisse Spanung in dem Betragen ihrer mütterlichen Freundinn liege, und befragte sie darum. Madame Wander läugnete eine Weile, und lenkte dann das Gespräch — was Julien seltsam dünkte — auf das Legat ihres Vaters, auf die Freuden, welche Stand und Reichthümer gewähren, auf die Nichtigkeit derselben im Gegensatze jener Beruhigungen, die Tugend und Frömmigkeit geben, bis sie endlich dahin kam, Julien zu fragen, ob es ihr wohl schmerzlich seyn würde, durch einen plötzlichen Schlag des Schicksals sich aller dieser Herrlichkeiten beraubt zu sehen. Julie versicherte sie,

daß bey ihren Begriffen von Glück und ihren mäßigen Forderungen sie ein solcher Schlag wohl schwer treffen, aber nicht unglücklich machen würde.

Ich will es glauben, antwortete Madame Wander, denn ich kenne deine Denkart. Wenn dich aber kein plötzliches, vom Himmel gesandtes Unglück dieser Güte beraubte, wenn du erführest, daß du dieß alles unrechtmäßig besäßest, und dem wahren Eigenthümer zurück zu geben verbunden wärest?

Meine Mutter! antwortete Julie: Es würde mich befremden, ich gestehe es; indessen würde ich keinen Augenblick anstehen, Güter zu entsagen, die ich nicht mit Recht besitzen könnte. Aber wozu das alles, liebe Mutter? Wozu diese seltsamen Fragen?

Sie sind nicht so seltsam, als du denkst, mein Kind! Aber ich weiß, wie ich dich erzogen habe: und so darf ich ohne Furcht, dir zu weh zu thun, dich mit der wahren Lage der Dinge bekannt machen.

Bey diesen Worten überlief Julien ein Schauer. Die schreckenden Aufklärungen, die sie schon über ähnliche Puncte erhalten, machten sie erstarren; auch Madame Wander schwieg. Was haben Sie

mir zu sagen? hob Julie endlich mit Anstrengung an: Sprechen Sie! Ich bin auf alles gefaßt.

Du hast dich bisher, meine liebe Julie, für eine Gräfinn von Winterfels gehalten. —

Und bin ich's nicht? Bin ich's nicht? rief Julie mit einer Hastigkeit, die Madame Wander erschreckte, weil sie sie in dem Augenblicke ganz falsch deutete.

Höre mich ruhig an, mein Kind, wenn es dir möglich ist, und rechne auf die Liebe deines Bruders! —

Meines Bruders? Welches Bruders? —

Welches Bruders? wiederhohlte Madame Wander erstaunt: Ich denke, du hast nur Einen Bruder, Carl.

Carl? Auf Carls Liebe soll ich rechnen? O meine Mutter, sprechen Sie! Lösen Sie mir das Räthsel!

Ich will es gern, wenn deine Ausrufungen es mir erlauben. Julie faßte sich, und versprach ruhig zu seyn.

Du weißt, liebe Julie, daß die Gräfinn von Winterfels bey der Geburt ihres letzten Kindes starb. Der Graf schickte das Mädchen mit der Amme aufs Land, und ein freundschaftlicher Brief ersuchte uns, während das Kind bey [redacted]

me ſeyn würde, die Aufſicht über daſſelbe zu führen, und es dann in unſer Haus aufzunehmen und ſo zu erziehen, wie wir eine eigene Tochter erziehen würden. Ich war bedeutend krank, als dieſer Brief ankam, und nicht im Stande, ſo wie es mein Mann und ich wünſchten, das Kind ſogleich in's Haus zu nehmen. Sobald ich aber nur einiger Maßen hergeſtellt war, drang ich darauf, daß die Bauersfrau ſammt dem Kinde zu uns ziehen, und du nicht mehr aus unſern Augen kommen ſollteſt. Während der Zeit war deine Milchſchweſter, die Tochter der Bauersfrau geſtorben. Anne kam mit dir in unſer Haus; du wuchſeſt fröhlich zu unſerer Freude heran, und nur ungern trat ich dich, als du dein vierzehntes Jahr erreicht hatteſt, deinem Vater ab. Ein paar Jahre darauf ſtarb, wie du dich erinnen wirſt, die gute Anne; aber von ihrem Tode vertraute ſie dem Pfarrer das Geſtändniß eines Verbrechens, das ſie im Leben oft ſchwer gedrückt hatte, und von dem ſie noch gern, ehe ſie vor dem Throne Gottes erſchien, Erleichterung und Losſprechung zu erhalten wünſchte. Es war nicht ihre Tochter geweſen, die in den erſten Wochen ſeines Daſeyns geſtorben war, ſondern das ſchwächliche Kind einer kränkelnden Mutter, das den Keim des Todes ſchon mit ſich auf die Welt

gebracht hatte. Strafbare Liebe für ihr Kind, Hoffnung, ihm ein glänzendes Loos zu verschaffen, Furcht vor des Grafen Zorn, der den Tod seiner Tochter vielleicht einer Vernachlässigung hätte zuschreiben können, alle diese Gründe zusammen bewogen Annen, ihr eigenes Kind unterzuschieben, und Entsetzen vor den Folgen dieser Entdeckung hatte sie zurück gehalten.

Madame Wander wollte in ihrer Rede fortfahren; aber Julie, welche mit einer steigenden Bewegung das Ende derselben angehört hatte, stieß jetzt einen lauten Schrey aus, und stürzte vor ihrer Pflegemutter nieder. Madame Wander erschrack heftig, sie hatte Julien vorbereitet, sie hatte sie genug starkmüthig geglaubt, um von dem Verluste zeitlicher Güter nicht so vernichtet zu werden, sie rief um Hülfe; man brachte Julien auf ein Kanapeh. Der Ruf von ihrem Unfalle verbreitete sich im Hause, und August stürzte herbey. Er umfing die ohnmächtige Schwester, er nannte sie mit dem zärtlichsten Nahmen, bey der Stimme der Liebe kehrte ihr Bewußtseyn zurück, sie schlug die Augen auf, der erste Blick fiel auf die geliebte Gestalt, die nun in ganz andern Beziehungen vor ihr stand. Die Freude hemmte noch ihre Sprache; aber mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens faßte sie

seine Hand, und drückte sie an ihre Lippen, an ihr Herz. Bestürzt sah Auguste diesen Ausbruch eines Gefühls, das bis jetzt so streng verschlossen worden war; sie ahnete, was in ihm vorging, und brachte nun mit Mühe die Worte hervor: Auguste, wir sind nicht Geschwister! Auguste schauderte, er starrte sie wild an. Was sagst du, Julie? Was war das? Sie winkte Madame Wander: Erzählen Sie! sagte sie mit schwacher Stimme. Ich kann nicht.

Madame Wander begann nun ihre Erzählung von Neuem. Auguste hörte in heftiger Bewegung zu, die sich mit jedem Worte vermehrte. Als sie geendet hatte, sank er freudetrunken vor Julie nieder, und beyde brachten in stummem Entzücken Gott die Erstlinge ihres Dankes dar.

Endlich sprang er auf, faßte ihre Hände und rief mit jubelnder Stimme: Nun bist du mein, nun darf ich dich besitzen!

Jetzt war die Reihe an Madame Wander, sich das Räthselhafte dieser Worte erklären zu lassen; und unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses vertrauten ihr die glücklichen Liebenden ihre Schicksale, ihre Leiden, ihre jetzige Seligkeit. Madame Wander begriff nun die Unruhe, in welche ihre Rede Julien gestürzt, und die sie fälschlich für zu große

Anhänglichkeit an Reichthum und Hoheit gehalten hatte. Als der erste Taumel der Seligkeit vorüber war, sandte August zu Carl hinüber, um auch ihm diese wichtige Entdeckung mitzutheilen; er kam sogleich, und hörte mit Erstaunen, Unmuth und Freude die seltsame Entwickelung. Nun kann Julie, fuhr Madame Wander fort, das große Legat nicht mehr annehmen, und legt es in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurück. Das ist auch die Ursache, um derentwillen ich endlich ein Geheimniß entdeckt habe, das ich bisher, um nicht ohne Noth und Zank den schönen Frieden einer achtungswürdigen Familie zu stören, die in ihrem Wahne glücklich war, verschwiegen hatte.

Und du sollst meine Schwester nicht mehr seyn? rief Carl jetzt, indem er mit nassen Augen Julien um den Hals fiel: Nein, Julie! Nein, August! das darf nicht seyn! Ich lasse mir meine geliebte Schwester nicht rauben. Hört mich an! Madame Wander ist die einzige Person, die außer uns um das Geheimniß weiß. Lassen wir es nie über diese Grenze schreiten! Die Welt braucht die wahre Lage der Umstände nicht zu kennen, und sie könnte sie nicht erfahren, ohne sowohl uns, als das Andenken eines geliebten Vaters und eine noch lebende verehrungswürdige Person falschen Auslegun-

gen bloß zu ſtellen. Mein Vorſchlag iſt, dem Anſcheine nach, alles beym Alten und unter den Formen zu laſſen, wie es der Welt bisher erſchienen: Julie bleibt meine Schweſter, und das Teſtament meines Vaters in voller Kraft; denn ſein Vermächtniß war ja nicht ſowohl der Tochter, als der treuen Pflegerinn ſeines Alters zugedacht. Auguſt iſt mein Vetter, und von dieſem Augenblicke an — er legte Juliens Hand in die ihres Geliebten — dein Verlobter. So übe ich mein Recht als euer Bruder, als Älteſter des Hauſes aus. Bey dieſen Worten ſanken Julie und Auguſt in ſeine Arme. Carl umarmte die theuern Verwandten mit Thränen der innigſten Rührung, und Madame Wander erhob bethend die Blicke zum Himmel, und flehte ſeinen beſten Segen auf drey gute Menſchen herab.

Der entwendete Schuh.

Der entwendete Schuh.

Ritter Otto von Greiffenstein war der letzte Sprosse eines alten edlen Stammes, der mit ihm zu erlöschen drohte, und aus dieser Ursache lagen ihm seine Oheime und selbst sein Herr, Herzog Leopold der Tugendhafte von Östereich, oft und dringend an, sich zu vermählen. Er war ein reicher und schöner Mann, und bey den Frauen beliebt. Mancher Jungfrau Herz schlug im Stillen für ihn, mancher Anschlag auf seine Hand und sein Vermögen wurde von Ältern oder Verwandten ziemlich offen gemacht, und Frauen, denen die ehelichen Bande jede Hoffnung auf seinen Besitz untersagten, würden sich geschmeichelt gefühlt haben, wenn der schöne tapfere Ritter von Greiffenstein beym Turniere ihre Farbe siegen gemacht hätte. Auch fehlte es ihm nicht an Verlockungen

und verliebten Abenteuern solcher Art; denn man glaube ja nicht, daß in jenen Zeiten eheliche Treue so streng und unbedingt bewahrt wurde, wie mancher Verehrer des Mittelalters theils aus Unkunde, theils aus Liebe zum Contraste mit der entarteten Gegenwart, behaupten möchte.

Genug, der Ritter von Greiffenstein glaubte manche Erfahrungen über die Beweglichkeit des weiblichen Sinnes gemacht zu haben, und die Leichtigkeit, womit man, ihm zu Liebe, geschworne Treue verletzt hatte, machte ihn scheu und furchtsam, eine Verbindung einzugehen, in der ihm über kurz oder lang etwas Ähnliches widerfahren, und er seinen Gegner und Sieger in einem liebenswürdigern und jüngern Nebenbuhler finden könnte.

So vergingen die Jahre seiner ersten Jünglingsblüthe, und er näherte sich, noch immer unverheirathet, dem Mannsalter, als sein Herr, der Herzog von Österreich, sich nach dem Wunsche Kaisers Friedrich des Ersten mit dem Reste des Kreuzheeres nach Italien auf den Weg machte, dort zu Brundisi überwinterte, von Friedrichs Sohne, dem römischen König Heinrich, das Kreuzbanner empfing, und sich dann mit seinen Scha-

ren, worunter auch der Ritter von Greiffenſtein war, nach Syrien einſchiffte.

Es hatten ſich viele italieniſche Ritter zum Kreuzheere geſellt, die gleiche Begierde, dem furchtbaren Saladin das heilige Grab zu entreiſſen, und gleiche Liebe zu kriegeriſchen Abenteuern beſeelte. Unter ihnen war der neapolitaniſche Ritter Guido von Feltri, einer der vorzüglichſten, und im Waffenſpiele, wie in der Gunſt der Frauen, Otto's vollkommenes Gegenbild. In den Winterquartieren, die das Deutſche Heer zu Neapel und in der Gegend zubrachte, gab es manche Gelegenheit, wo beyde als Nebenbuhler in Schimpf und Ernſt auf einander trafen, und ſo wie der Neapolitaner, der bisher bey Turnieren und Waffenübungen immer der erſte unter ſeinen Landsleuten geweſen war, zu ſeiner großen Erbitterung in Otto ſeinen Meiſter erkennen mußte, ſo hatte auch ſchon ein paar Mahl der Deutſche Ritter den Preis im Minneſpiel davon getragen, und manche italieniſche Dame hatte ohne Bedenken dem gewandten, beredten Landsmanne ihre Gunſt entzogen, um ſie dem blonden, blauäugigen Barbaren, wie Feltri und ſeine Mitbürger unter ſich die Deutſchen nannten, zuzuwenden.

In Guidos Herzen kochten Unmuth und Ra-

che; aber er war klug genug, seinem Nebenbuhler den Triumph nicht zu gönnen, daß er ihm diesen Unmuth gezeigt hätte. Vielmehr verdoppelte er seine Freundlichkeit gegen ihn, und Otto, den keine besondere Vorliebe an den Italiener zog, konnte doch sich seiner zuvorkommenden Neigung nicht erwehren.

So kam das Kreuzheer in Syrien an. Otto zeichnete sich auch hier bald als einer der Tapfersten aus, und auch hier strebte der Ritter von Feltri vergebens, ihn zu verdunkeln. Sie waren viel beysammen, sie stritten oft Einer an des Andern Seite, und da es zu Otto's großem Erstaunen auch hier im Morgenlande nicht an verliebten Abenteuern fehlte, so wurden sie bey solchen Gelegenheiten bald Vertraute, bald Nebenbuhler, und Guido's heimlicher Haß befestigte sich immer mehr.

Endlich wurde Ptolemais erstürmt. Otto war der Erste auf dem Walle, und pflanzte das österreichische Banner auf die Trümmer der eroberten Mauer, das kurze Zeit darauf Richard Löwenherz schimpflich herab riß und in den Koth trat, eine That, die den Funken des Zwistes und der Rache in Herzog Leopolds Seele warf, und

Richards Gefangenschaft in Österreich veranlaßte und rechtfertigte.

Der Herzog kehrte bald darauf mit den Seinigen zurück. Otto trennte sich in Italien von seinem Begleiter, gegen welchen er eine gewisse Scheu, die ihn, wie eine geheime Stimme, zu warnen schien, nie überwinden konnte. Der Herzog ging nach Wien, Otto auf seine einsame Burg am Donauufer, deren Trümmer noch jetzt von ihrer Felsenhöhe über den Strom hinschauen. Sein Unglauben an weibliche Treue und seine Abneigung vor einer Heirath waren durch diesen Feldzug nicht geringer geworden; die zuvorkommenden Gefälligkeiten der Italienerinnen, noch mehr aber die verwegenen Leidenschaften der Saracenischen Weiber, denen weder die strenge Zucht des Harems, noch die Gefahren, welche dort Verbindungen dieser Art drohen, genugsame Schranken anlegen konnten, hatten seine böse Meinung von dem andern Geschlechte noch vermehrt, und er beschloß, was auch seine Verwandten sagen mochten, lieber seinen Stamm aussterben zu sehen, als das Spielwerk eines treulosen Weibes zu werden.

Da lebte er nun einsam und entfernt von allem Umgange. Die Jagd war seine einzige Zerstreuung, sein Burgcaplan der einzige Mensch, mit

dem er sich zuweilen unterreden konnte. In den stillen langen Abenden des Winters, wenn der Sturm die hohe Burg umsauste und der hallende Strom an den Felsen tobte, saß er mit Pater Bruno zusammen am Tische, auf dem Becher mit vaterländischem Weine blinkten, rief die Bilder der Schlachten und des bewegten Lebens im Felde hervor, und fühlte mit Unmuth den Abstand zwischen Damahls und Jetzt, und den lebhaften Wunsch, daß bald wieder eine Fehde ihn der öden Einförmigkeit seiner Lebensart entziehen möchte. Zuweilen brachte dann wohl Pater Bruno das Gespräch auf den Ehestand, und meinte, der Ritter würde die Last der Einsamkeit nicht so empfinden, wenn ein hübsches Weib in diesen leeren Gemächern freundlich und häuslich schalten, und liebliche Kinder die öden Hallen mit Scherz und Spiel beleben würden; aber der Ritter antwortete nur mit einem ernsten Kopfschütteln, und meinte, der gute Pater kenne die Welt und die Weiber nicht, sonst würde er wohl anders reden.

Endlich war der lange düstere Winter vorüber, die Eisdecke der Donau zerborst vor den Strahlen der Frühlingssonne, das Eis rann langsam den Strom hinab, das Gras fing an in den Auen zu sprießen, und so wie es nur möglich war, auf Ber-

gen und Feldern zu wandeln, trieb es auch den Ritter von Greiffenſtein hinaus in's Freye zu ſeiner liebſten Beſchäftigung, der Jagd.

Eines Tages zog ihn die Begierde, einen jungen Hirſch zu erlegen, der vor ihm von Buſch zu Buſch floh, immer weiter und weiter von ſeinem Rückwege ab, und er befand ſich, als die Sonne hinter den Gebirgen hinabſank, in einem engen Thale, das, überall von waldigen Bergen umſchloſſen, ihm keinen Ausgang zeigte. Der Hirſch war im Geſtrippe verſchwunden — der Ritter blickte aufwärts zum Himmel. Schon trat der Abendſtern am duftigen Blau hervor — kein Pfad zeigte ſich, nur tief unten brauſte ein wilder Gießbach, der, angeſchwollen von dem Schnee des Gebirgs, durch die Schlucht hinaus tobte. Er ſtieg hinab bis zu dem Waſſer, und folgte ſeinem Laufe, in der Hoffnung, daß er ihn in's Freye hinaus führen ſollte; aber das Thal krümmte ſich in endloſen Biegungen, es wurde dunkler und dunkler, es zeigte ſich kein Dorf, kein Haus. Jetzt war die Nacht eingebrochen, und nun ſchimmerte durch die Baumſtämme von der andern Seite des Thals ein fernes Licht herüber. Der Ritter eilte darauf zu, aber er mußte den Gießbach durchwaten, um dahin zu gelangen. Durchnäßt und vor Kälte zitternd, erreichte

er endlich ein einsames Haus und mit ihm zugleich das Ende des Thals, das sich hier gegen den Strom zu öffnete. Das Häuschen lag am Fuße des Hügels, und das Licht glänzte freundlich aus dem Fenster in die tiefe dunkle Nacht hinaus. Otto pochte an die Thüre. Nach einer Weile, während er ein leises Flistern darin hörte, wurde sie geöffnet, und ein alter Mann leuchtete mit einem Lichte forschend dem späten Besucher in die Augen. Über seine Schulter schaute eine halbbejahrte Frau, und im Hintergrunde des dunklen Hausganges sah der Ritter noch eine dritte Gestalt sich regen. Otto's Mienen und Anstand verscheuchten das Mißtrauen, seine triefenden Kleider sprachen die Theilnahme an; nach ein paar Fragen, woher und wohin? nahm der Alte seinen Gast bey der Hand und führte ihn in eine geräumige Stube, wo milde Wärme, vom bunt bebilderten Ofen her, das Gemach erfüllte, und in ihm und in dem Ansehen des ganzen Hauses und seiner Bewohner das Gefühl freundlichen Zuhauseseyns den Ritter umfing. Der Alte setzte das Licht auf den Tisch, und jetzt erkannte Otto auch die dritte Gestalt, die ihnen gefolgt war, eine bildschöne Jungfrau, in der Blüthe der Jahre, hoch und schlank gewachsen, aber blassen Angesichts, und in den blauen Augen den Ausdruck stil-

len Kummers. Es war die Tochter der beyden Alten. Sie grüßte den Ritter ſittſam, ergriff ihr Spinnrad, das am Tiſche ſtand, worauf ein aufgeſchlagenes Buch zeigte, daß der Alte ſeiner Familie vorgeleſen haben mochte, und wollte ſich damit entfernen; aber die Mutter flüſterte ihr ein paar Worte in's Ohr. Blanka, ſo hörte Otto das Mädchen rufen, ſetzte das Spinnrad in den Winkel, und folgte der Mutter aus dem Zimmer. Des Ritters Blicke folgten ihr ſtaunend und blieben an der Thüre haften, hinter der die letzte Falte ihres Gewandes verſchwunden war. Er hatte viele, weit ſchönere, blühendere Frauengeſtalten geſehen; den Ausdruck dieſer Augen, dieſes ganzen Weſens hatte er noch nie gefunden. Die Mutter kam bald mit einer Pelzhaube und dem Sonntagsrocke ihres Mannes zurück. Der Alte war dem Fremden, der ſich für einen Edelknecht vom Schloſſe Greiffenſtein ausgab, behülflich, die naſſen Kleider mit trockenen zu vertauſchen. Die Frau hing des Ritters Jagdkleid an den Ofen und verließ das Zimmer wieder. Zwiſchen den beyden Männern erhob ſich ein Geſpräch, das Otto belehrte, ſein Wirth ſey der jüngere Sohn einer Nebenlinie der Herren von Küenring ohne Vermögen und Ausſichten geweſen. Liebe zu Abenteuern und der Wunſch, ſein Glück

zu machen, hätten ihn zuerst im Abendlande herum, dann nach Palästina getrieben; aber alles, was er erworben und in spätern Jahren mit seiner Frau erheirathet, reiche kaum hin, sie auf diesem kleinen Gütchen zu ernähren, und daher hätten sie schon längst ihre Tochter zum Kloster bestimmt. Das sey ja der anständigste und auch Gott gefälligste Weg, auf dem ein armes Fräulein sein Fortkommen in der Welt suchen könne.

Und ist eure Tochter mit dieser Bestimmung zufrieden?

Warum nicht, edler Herr? antwortete der Alte: Mein Mädchen ist sittsam und still erzogen, und ich weiß gewiß, daß noch keine weltlichen Liebesgedanken ihr Herz vom Himmel abgewendet haben.

Das schien dem Ritter nicht recht glaublich. Er sah noch die Gestalt der Jungfrau vor sich, den müden Blick der großen, blauen Augen, die sich langsam und sehnend erhoben, die Blässe der Wangen und die stolze Haltung zugleich, die so gar nichts von klösterlicher Unterwürfigkeit an sich hatte; doch schwieg er, und sprach weiter über gleichgültige Dinge. Aber sein Auge vermochte er nicht von der Thüre abzuwenden; und so oft diese sich öffnete, fühlte er eine Regung des Vergnügens und der Erwartung in sich. Es war immer nicht Blanka,

es war entweder die Mutter, welche Geschäfte im Zimmer hatte, oder eine alte Magd, die das Speisegeräth herein trug, und zum Abendessen den Tisch deckte.

Endlich erschien dieses und mit ihm Blanka: Die Mutter brachte die rauchende Schüssel, Blanka setzte einen Krug mit Wein auf den Tisch. Die Art, wie sie das that, adelte das dienende Geschäft. Der Alte stand auf und bethete mit abgenommener Mütze das Tischgeheth; auch Otto entblößte ehrerbiethig das Haupt, die reichen blonden Locken rollten auf die Schultern nieder. Ein flüchtiger Blick der Jungfrau streifte an ihn hinauf, sank dann auf die gefalteten Hände, und hoher Purpur überzog auf einen Augenblick ihr blasses Gesicht. Man setzte sich. Die Alten bemühten sich, den Gast zu unterhalten; Blanka hatte noch kein Wort gesprochen. Ihr Auge haftete unverwandt auf dem Teller, von dem sie nur wenige Bissen genoß. Alles das bemerkte Otto sehr wohl, aber so gern er sie in's Gespräch gezogen hätte, so fühlte er doch zum ersten Mahl in seinem Leben, daß es ihm an Muth gebrach, dieses ernste düstere Schweigen zu stören, und da auch die Alten nicht mit ihr sprachen, so fiel auf Ein Mahl der Gedanke: Wie, wenn dieß schöne Bild stumm

wäre, wenn ihr Kummer von diesem Unglück herrührte, und der Vater darum die Unglückselige in den Mauern eines Klosters zu bergen wünschte? brennend auf sein Herz. Von nun an betrachtete er sie mit zarter inniger Theilnahme, und glaubte in mancher ihrer Bewegungen einen Beweis seiner Vermuthung zu finden.

Blanka entfernte sich früh. Die Mutter führte den Gast in ein Zimmer des obern Geschosses, das zum Empfange von Fremden reinlich und bequem zugerichtet war, und verließ ihn unter freundlichem Anwünschen eines ruhigen Schlummers. Aber der Zweifel, ob die schöne blasse Jungfrau stumm oder unglücklich sey, und was die Quelle ihres Kummers seyn möchte, scheuchte eine Weile den Schlaf von seinen Augen, und der allernatürlichste Gedanke, daß eine unglückliche Liebe im Streite mit ihrer Bestimmung zum Kloster und nicht ein Naturfehler sie schweigend und düster mache, hatte etwas so Unangenehmes für ihn, daß ihm vorkam, er könnte sie mit viel mehr Theilnahme betrachten, wenn sie wirklich stumm wäre.

Am andern Tage ging er zu seinen freundlichen Wirthen hinab, ihnen für ihre Gastfreyheit zu danken und sich zu beurlauben, und fand die Familie bereits beysammen. Der Alte schüttelte

ihm treuherzig die Hand, das Mütterchen bath ihn freundlich, ſie wieder zu beſuchen, und nun ſtand er vor Blanka, ſie ſcheu und lange anblickend — ob ſie reden, ob ſie ihm nur bedeutſame Zeichen machen würde. Aber ſie öffnete den fein geſpaltenen Mund, und ſagte mit wohlklingender Stimme: Gott geleite euch, edler Herr, und gebe euch ſeinen Segen! Otto war verlegen, froh und mißmuthig zugleich; ihm war es lieb und leid, ſie ſprechen zu hören. Seyd bedankt, mein Fräulein, ſagte er; nachdem er ſich gefaßt hatte, und möchtet auch ihr ſo glücklich ſeyn, als mein Herz es euch wünſcht! Blanka verneigte ſich und unterdrückte einen Seufzer. Der Ritter ging.

Zurück auf ſein Schloß gekehrt erſchien ihm bald die ganze Begebenheit in einem andern Lichte, und er ſchalt ſich ſelbſt einen Thoren, daß er, der die Welt und die Weiber ſo gut kenne, ſich von einem Paar ſchmachtender Augen und einem etwas ſeltſamen Zuſammentreffen habe alſo äffen laſſen. Was wird es weiter ſeyn? Dieſe Blanka iſt ein Weib, wie alle andern, aus Leichtſinn und Eitelkeit zuſammen geſetzt; darum ſagt ſie der Welt ungern Lebewohl. Das iſt die Urſache ihrer Traurigkeit. Das Übrige ſind Grillen meines verbrannten Gehirns geweſen. Aber wenigſtens ſoll

ſie nie erfahren, daß ich der Ritter von Greiffenſtein bin; ſonſt ſeh' ich das alte Spiel wieder erneuert, das mir ſchon ſo oft das ganze Geſchlecht verleidet hat. Er nahm ſich vor, nicht wieder in das Haus am Donauufer zu gehen.

Acht Tage waren in mannigfacher Abwechslung vergangen; denn einige Freunde des Ritters hatten ihn von Wien aus beſucht, und Jagden und Trinkgelage hatten die Zeit verſcheucht. Die Gäſte waren abgezogen. Otto fühlte ſich wieder einſam, er ging wieder allein auf die Jagd, er überließ ſich ſeinen Gedanken, und ſtand nach ein paar Stunden vor dem Hauſe am Donauufer. Er erſchrack beynahe, als er es erblickte, er wollte nicht hinein gehen, ſondern wandelte, das Haus vorbey, einem Fußpfade zwiſchen blühenden Geſträuchen nach, der an's Waſſer führte. Etwas Weißes, das durch die Büſche blickte, leitete ſeine Schritte; er trat vor, und Blanka ſprang erſchrocken und hoch erröthend von einer Bank auf, auf der ſie ſpinnend geſeſſen hatte. Verzeiht, mein Fräulein! ſagte Otto: Ich ſuche euern Herrn Vater.

Er iſt nach Wien hinab, und kommt heute nicht wieder. Iſt es euch aber gefällig, meiner Mutter euern Auftrag an ihn zu geben? Sie

wies mit der Hand gegen das Haus, indem sie sich verneigte. Das verdroß Otto; er dankte leicht hin und wandte sich. Des Mädchens stolze Kälte war ihm neu. Ich will doch sehen, ob sie nicht wenigstens höflich seyn kann, dachte er, kehrte um, und unter dem Vorwand, sich um den Weg nach einem nahen Dorfe zu erkundigen, begann er ein Gespräch. Blanka antwortete bescheiden und freundlich. Alles, was sie sagte, trug das Gepräge eines ernsten Geistes; aber es kam Otto vor, als ob er so viel Ernst noch nie mit so viel Anmuth vereint gesehen hätte. Die Sonne sank auf die Berge hinter ihnen und flammte über das Wasser hin, als Blanka, sich mit Geschäften entschuldigend, aufstand. Otto begleitete sie bis an ihre Hausthüre, und erreichte gedankenvoll erst mit der sinkenden Nacht sein Schloß.

Nein! sie soll nicht wissen, wer ich bin, sagte er heut wieder, ohne den gehässigen Zusatz von neulich beyzufügen.

Er sprach mit Pater Bruno über das Haus am Donauufer. Der gute Mönch kannte die Familie: Mein Gott! Es sind wahre Ehrenleute, aber blutarm. Die Tochter ist ein braves Mädchen, sie opfert sich für ihre Ältern, und geht in's Kloster, um ihnen nicht länger zur Last zu fallen.

Sie geht ungern?

Der Geistliche zuckte die Achseln: Sie ist jung —

Und verliebt? fiel Otto hastig ein.

Ich glaube kaum, antwortete Bruno: Aber sie hat einen entschiedenen Widerwillen gegen das Klosterleben, und der Mangel an Beruf ist es, was sie ängstigt, indem er sie um ihr Seelenheil besorgt macht.

Otto wurde nachdenkend. Er ging jetzt sehr oft zu dem alten Küenring. Was er von Blanka gehört hatte, vermehrte seine Achtung und Theilnahme. Er versuchte es, sich ihr zu nähern; sie wich ihm aus, nicht mit Ziererey oder Stolz, sondern mit einer Art von Schwermuth, die immer zunahm. Es kam ihm sogar vor, als fände er sie jedes Mahl blässer, und jedes Mahl fühlte er sich mit sanfterer Regung zu ihr gezogen. So war ihm noch kein Weib vorgekommen, so hatte sich keine gegen ihn betragen; dennoch glaubte er manchmahl, wenn sich Blanka unbemerkt meinte, ihr düsteres Auge heimlich auf ihm ruhen zu sehen. Je ungewisser ihm alles das blieb, je tiefer war der Eindruck, je anhaltender die Beschäftigung seiner Gedanken mit ihr.

Er hatte bisher noch immer für einen Edel-

knecht im Schloſſe Greiffenſtein, von adeligem, aber unbemitteltem Hauſe gegolten; die Ältern behandelten ihm nach dieſer Anſicht. Einſt aber, als durch einen Zufall der Ritter ſich einen Augenblick allein mit Blanka befand, ſtand dieſe von der Arbeit auf, und trat zu ihm, was ſie ſonſt nie gethan hatte. Es iſt nicht freundlich von euch, gnädiger Herr, ſagte ſie mit Ernſt und Wehmuth, daß ihr uns die Wahrheit verborgen, und ſo lange mit unſerer Unwiſſenheit euern Spott getrieben habt.

Otto ſah ſie erſtaunt an.

Ihr ſeyd nicht der, für den ihr euch ausgegeben, und unſre arme Hütte und unſre ganze eingeſchränkte Lebensweiſe iſt keineswegs paſſend und anſtändig für den reichen und mächtigen Ritter von Greiffenſtein.

Otto erröthete. Er wollte etwas ſagen, das halb Entſchuldigung, halb Läugnen ſeyn ſollte.

Treibt euern Scherz nicht weiter, gnädiger Herr! fuhr Blanka mit düſterem Blicke fort: Ein Zufall hat mir geſtern euern wahren Stand entdeckt. Noch wiſſen meine Ältern nichts. Es wird und kann nicht verborgen bleiben, wohin und zu wem der Ritter von Greiffenſtein öfters geht. — Wenn ihr wirklich Achtung und Freundſchaft

Ihr so oft sagt, für meine Ältern habt, so gewährt ihnen zu Liebe der Tochter eine Bitte! Verspart eure gütigen Besuche, die meinen Vater wirklich ehren und freuen, bis nach Mariä Himmelfahrt!

Und warum eben bis dahin?

Es ist die Zeit, wo meine Ältern allein seyn werden, wo ein freundlicher Besuch, eine traukliche Ansprache ihnen Bedürfniß werden wird, erwiederte die Jungfrau. Ihr trübes Auge senkte sich zu Boden, und sie hielt einen tiefen Seufzer, der ihre Brust erleichtern sollte, mit Gewalt zurück.

Otto fühlte sich gerührt, beschämt. — Wie ihr wollt, und was ihr wollt, mein Fräulein, erwiederte er, und stand mit gesenktem Haupte vor ihr.

Ich danke euch, Herr von Greiffenstein, antwortete Blanka sehr freundlich. — Otto blickte empor. Ein wunderbarer Ausdruck von Milde und Schmerz lag in ihren Zügen. — Ich werde euer Geheimniß treu bewahren.

Wenn ich denn von euch scheiden soll, so reicht mir ein einziges Mahl zum Lebewohl eure Hand! Blanka that es — sie zitterte — Otto drückte einen leisen, ehrerbiethigen Kuß darauf: Lebt wohl, Fräulein! Gott stärke euch in eurem künftigen Stande und denkt meiner in eurem Gebethe!

Die Mutter trat jetzt herein; — Blanka ging an die Arbeit. — Otto war froh, daß die geschwätzige Matrone seine Zerstreuung und Verstimmung nicht bemerkte. Seine Blicke suchten zuweilen Blanka; er glaubte sie weinen zu sehen. Das Schicksal, das ihr bevor stand, die Würde, mit der sie ihm entgegen ging, regten sein Herz in inniger Theilnahme für sie auf, und der edle Stolz, mit dem sie ihn behandelte, reizte ihn unwillkürlich, indem er ihn zu kränken schien. Er gehorchte ihrem Wunsche, er bereitete den Alten mit einer kleinen Erfindung auf eine längere Abwesenheit vor, und hoffte, Blanka beym Scheiden noch ein Wort sagen zu können; aber sie verließ, so wie er jene Versicherung gegeben, das Zimmer, und erschien nicht wieder.

Das schmerzte den Ritter. Für seine Ergebenheit, mit der er ihrem harten Gebothe Folge geleistet, glaubte er mit Recht, Dank verdient zu haben. Er ging mißmuthig und niedergeschlagen.

Zu Hause ließ er den Pater Bruno rufen, und überlegte mit ihm, ob dieser Familie nicht auf eine gute Art zu helfen sey, ob man den Vater nicht unbekannter Weise unterstützen, seine Lage erleichtern könne, damit er nicht gezwungen würde, seine Tochter im Kloster zu versorgen. Bruno bewies

seinem Gebiether, daß der Stolz des alten Küenring allen diesen Planen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würde. Otto mußte sich bescheiden; aber der Gedanke, diese Familie zu beglücken, und eine gute Tochter vor dem Opfer ihres zeitlichen und vielleicht ewigen Heils zu bewahren, begleitete ihn beständig.

Er war seit jenem Versprechen nicht mehr zu Küenring gegangen, er wollte es auch als redlicher Mann halten; aber er konnte sich's nicht versagen, auf der Jagd in der Gegend des Hauses zu streifen, oder auf die Donauinseln überzusetzen, von welchen aus man die kleine Besitzung deutlich übersehen, ja in hellen Tagen selbst die Menschen, die um das Haus wandelten, unterscheiden konnte. Wie oft glaubte er da nicht Blanka am Ufer in den Büschen sitzen zu sehen, wo er sie vor einigen Wochen gefunden! Er glaubte ihre tiefsinnige Stellung genau zu unterscheiden, und er konnte lange, lange da stehen und mit unverwandten Blicken die Gestalt betrachten, und sich ihre geheime Trauer und den Edelmuth, mit dem sie sie vor ihren Ältern verbarg, vorstellen.

Der Sommer war indeß vorgerückt, und nur ein paar Wochen fehlten noch bis auf Mariä Himmelfahrt. In der Gegend wurde von der nahen

Einkleidung des Fräuleins gesprochen; man freute sich darauf, sie als geistliche Braut in ihrem Staat zu sehen, ehe sie nach Wien in's Kloster geführt werden würde. Bey jeder solchen Erzählung war es, als stieße etwas dem Ritter einen Stachel in's Herz. Er machte sich Vorwürfe, daß er so gleichgültig dem Untergange des edelsten Geschöpfes zusähe, er dachte an seine Reichthümer, er überlegte auf's Neue mit Pater Bruno, er sann selbst nach; es ließ sich nichts erdenken, das mit Küenrings ritterlicher Ehre vereinbar gewesen wäre, und der bestimmte Tag kam immer näher heran.

Otto war jetzt schon einigemahl auf der Donauinsel gewesen, ohne die bekannte Gestalt in den Büschen gesehen zu haben, und er kam eines Abends so mißmuthig auf die Burg zurück, daß seine Leute ihren sonst so gütigen, freundlichen Gebiether gar nicht wieder erkannten. In der Nacht, wie er sich schlaflos auf dem Bette warf, hörte er am äußern Schloßthore pochen. Er horchte — es wurde geöffnet, es wurde geflistert, gegangen und endlich kam es über den Gang, der vor seinem Zimmer vorbey zu Pater Bruno's Zelle führte. Eine ängstliche Ahnung trieb Otto empor, er riß die Thüre auf: Was gibt's so spät in der Nacht

Es war sein alter treuer Knappe Franz: Vergebt, gestrenger Herr, es ist eine Bothschaft draußen; Pater Bruno soll zu einer schwer Kranken kommen. Wer ist krank? rief Otto, und kalter Schauer überlief ihn. „Die Tochter des alten Ritters da unten an der Donau; sie siecht schon ein paar Wochen, und ist gestern plötzlich recht schlecht geworden.“ Otto taumelte, er mußte sich am Thürpfosten halten. Der Knappe ging an Bruno's Thüre; er weckte den Alten, und bald darauf trat dieser, angezogen und mit dem allerheiligsten Viaticum auf der Brust, auf den Gang heraus. Nehmt mich mit, Pater Bruno! rief Otto, stürzte auf den Greis zu, und faßte seine Hand mit wilder Heftigkeit: Ich muß sie noch Ein Mahl sehen, sie soll nicht sterben ohne mich, sie muß wissen, wie sehr ich sie geliebt habe!

Gnädiger Herr! sagte der Pater voll Erstaunen: Was hör' ich? „O frage nicht lange, Alter! Sie ist in Gefahr, sie ringt vielleicht mit dem Tode. Fort, fort!“

Aber, gnädiger Herr, bedenkt die Nacht, die Lage der Kranken, euern Stand —

Mag seyn, wie es will! Ich gehe mit dir! Davon bringt mich keine Macht der Welt ab.

Pater Bruno versuchte noch einige Vorstellun-

gen. Die wilde Verzweiflung ſeines Herrn, manches früher Geſprochene, das dem Geiſtlichen jetzt wieder einfiel, endlich Otto's Klagen, ſeine Thränen, eine nie erhörte Erſcheinung in dem ſtarken Manne, überwältigten den guten Mönch. Nun, in Gottes Nahmen! ſagte er: So zieht euch an, gnädiger Herr, und geht mit mir! Gott wird alles zum Beſten fügen; ich erkenne ſeinen heiligen Finger in dieſem Ereigniß. In wenigen Secunden war Otto bey dem Geiſtlichen. Zwey Pferde wurden vorgeführt; ſie ſtiegen auf, und Bruno hatte alle Beredſamkeit nöthig, um Otto's Gemüth nur in eine leidliche Verfaſſung zu bringen.

So langten ſie bey dem Hauſe an. Otto zitterte wie im Fieber; der Mönch mußte ihm vom Pferde helfen, dann hieß er ihn vor der Thüre warten, und ging in's Haus. Otto hörte die klagende Stimme der Mutter, er hörte den ſanften Zuſpruch des Geiſtlichen. Blanka's Stimme zu vernehmen war ihm nicht möglich, und der Gedanke: Sie iſt ſchon todt, du ſiehſt ſie nie wieder! ergriff ihn mit furchtbarer Gewalt. In dieſem Zuſtande verging eine lange, lange Zeit. Endlich öffnete ſich die Thüre. Lebt ſie? rief der Ritter dem Heraustretenden zu. Sie lebt, antwortete der Vater: ſie hat eingewilligt, Euch zu ſehen. Otto ſank

in des Greisen Arme. Er weinte wie ein Kind. Küenring, selbst tief erschüttert, ermahnte ihn, sich zu fassen, um durch seine Bewegung der Kranken nicht zu schaden, und so führte er ihn in die Stube. Eine Lampe, vom Gesimse herabhängend, beleuchtete die Scene. Blanka, schneeweiß gekleidet und bleich, saß, von der Mutter unterstützt, im Bette, und streckte schweigend dem Ritter die Hand entgegen. Auch er konnte nicht reden; er ergriff mit bebender Rechte ihre dargebothene Hand, und ließ sich schweigend auf die Kniee vor ihr nieder. Alles war still — man hörte die Schläge der tief bewegten Herzen. Otto sank mit dem Gesichte auf Blanka's Hand; sie fühlte seine Thränen und fing laut an zu schluchzen. Jetzt richtete Otto sich empor. Blanka! rief er: Weine nicht! — stirb nicht; — o bleib für mich in der Welt! — Blanka sah ihn staunend an: Für euch, Herr von Greiffenstein? „Ja, für mich, ich kann nicht leben ohne dich!“ O mein Gott! Mein Gott! rief Blanka: Ist es möglich? Ihr liebt mich? Ich liebe dich, Blanka, sagte Otto: Ich liebte dich seit dem ersten Tage, wo ich dich sah; aber ich wurde mir es erst bewußt, seit ich für dein Leben zu zittern habe. Gott wird dich mir erhalten, ich hoffe es, und dann — er stand auf und ergriff des Va-

ters Hand: Nicht wahr, Vater, ihr versagt sie mir nicht? Ich bin der Ritter von Greiffenstein, euch ebenbürtig, im Stande, euer Kind zu versorgen, und des besten Willens, es glücklich zu machen. Der alte Ritter war stumm vor Erstaunen und vor Freude; aber er legte Blanka's Hand in die des Herrn von Greiffenstein, und Thränen rollten über seine Wangen. Nun zog Otto einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihn an Blanka's Hand und sagte: Meine Braut — und, sobald du genesen bist, mein treues, geliebtes Weib! Blanka sah ihn weinend an, nahm seine Hand und legte sie auf ihr Herz, ohne zu sprechen. Die Mutter wollte, daß Otto sich entferne, weil sie fürchtete, der Auftritt möchte die Kranke zu sehr angreifen; aber Blanka zog heftig die Hand des Ritters an sich, und rief: Mutter, wenn ihr nicht wollt, daß ich sterbe, so laßt ihn hier! Alle waren gerührt, vorzüglich Otto, der keinen Gedanken davon hatte, daß er Blanka eben so werth sey, als sie ihm. Er bath also, ihm zu erlauben, daß er bleiben dürfe, und versprach, recht stille zu seyn. Dann setzte er sich hin, seiner Braut gegenüber, hielt ihre Hände in der seinigen, und ließ nur seine Augen sich mit ihren Augen unterreden, bis sich ihr Gemüth völlig beruhigt hatte, und sie mit

dem Gedanken ihres unverhofften Glückes vertrauter geworden war.

Sie erhohlte sich nun bald zur unaussprechlichen Freude des Ritters und ihrer Ältern. An seinem Arme verließ sie zum ersten Mahl die Hütte wieder; mit ihm saß sie in dem Busch am Donauufer, wo er sie oft zu sehen geglaubt hatte, und hier öffneten sich erst ihre Herzen gegen einander, und sie gestanden sich, wie sie sich beyde vom ersten Augenblicke an so werth gewesen, wie den Ritter das Verlangen, sie zu sehen, so oft zu ihrem Vater geführt, wie schmerzlich ihm ihr Geboth, nicht mehr zu kommen, gewesen, und wie Blanka, die immer ungern den Schleyer genommen hatte, nun, nachdem sie ihn kennen gelernt, ein Raub stiller Verzweiflung geworden, wie sie ihn deßwegen gebethen, nicht mehr zu kommen, um sich ihren Kampf nicht zu erschweren, und wie es ihr Herz in stiller Freude und Schmerz gerührt, wenn sie ihn, den sie nur zu wohl erkannt, täglich auf der Donauinsel erblickt habe.

Nach wenig Wochen, während welcher der Ritter die glänzendsten Anstalten zu seinem Hochzeitfeste gemacht hatte, führte er die schöne Braut — nicht mehr des Himmels, sondern seiner Liebe, zum Erstaunen und zur Freude der ganzen Gegend

auf seine Burg. Greiffenstein war durch acht Tage der Sitz des Vergnügens, der Pracht und Herrlichkeit; alle benachbarten Edelleute, viele Vornehme vom Hofe des Herzogs waren gebethen, und ihn selbst hielt bloß eine Aufmahnung Kaiser Heinrichs zu einem Reichstage ab, den Ehrentag seines werthgeschätzten Lehensmannes mit seiner fürstlichen Gegenwart zu verherrlichen.

Die Feste waren zu Ende, die Gäste verloren sich, auf Greiffenstein wurde es stille; aber in den Herzen der beyden Vermählten begann erst das rechte Leben. Otto lernte täglich neue gute Eigenschaften an seiner schönen und tugendhaften Gemahlinn kennen, und er wurde ihr durch seinen geraden Sinn, seine feste Treue und seinen männlichen Muth immer theurer. Aber wohl auch wurde sie seines Hanges zu gränzenloser Eifersucht und seines Mißtrauens in weibliche Tugend und Treue gewahr, obgleich er dieß vorsichtig vor ihr zu verbergen strebte.

Es konnte nicht fehlen, daß Blanka's Schönheit, durch fröhlich blühende Gesundheit und kostbaren Schmuck erhoben, wie er der Frau des reichen Ritters von Greiffenstein ziemte, die Augen vieler jungen und alten Herren schon beym Hochzeitfeste auf sich zog. Jetzt aber verbreitete sich der

Ruf umher in der Gegend und in Wien, als die Herren wieder in ihre Häuser zurück kamen, welch eine wunderschöne und zugleich kluge und sittsame Gattinn der Herr von Greiffenstein auf seine Burg geführt habe; und nun fiel es bald einem, bald dem andern ein, daß er ein Geschäft mit Herrn Otto habe, oder daß er ihn doch wieder besuchen müsse, und die sonst einsame Burg wurde nun niemahls ganz von Fremden leer, so daß Otto es sich leicht an den Fingern herzählen konnte, wem er alle diese Freundschaftsbezeigungen zu danken habe, und sein eifersüchtiger Hang dadurch immer rege erhalten wurde.

Indessen fehlte es an jeder gültigen Veranlassung zum Ausbruche desselben. Blanka's Betragen war so vorsichtig und tadellos, ihre Liebe zu ihrem Gemahl so treu, daß dieser es nicht über sein Herz bringen konnte, sie auch nur mit einem ahnenden Worte oder Blicke zu betrüben; vielmehr verschloß er immer strenger und aufmerksamer seine Besorgnisse in sein Innerstes, und zeigte der schuldlosen Gattinn ein immer heiteres Gesicht, während tausend Qualen seine Seele marterten.

Aber Blanka hätte ihren Gemahl nicht so zart und innig lieben müssen, wie sie that, wenn

ſie nicht, ungeachtet der Mühe, die er ſich gab, unbefangen zu ſcheinen, hätte bemerken ſollen, daß ſein Herz von irgend einem ſchweren Anliegen gedrückt werde. Sie drang deßhalb in ihn; aber er blieb ſtandhaft dabey, daß ihm nichts fehle, ja ihre Sorge um ihn rührte ihn noch mehr, und beſtärkte ihn in dem Gedanken, ſie ja durch ſeinen Argwohn nicht zu kränken. Um dieſe Zeit beſchied ein Gebot des Herzogs den Ritter nach Wien, und er mußte ſich zu einer Abweſenheit von drey bis vier Wochen von ſeiner Gemahlinn bereiten.

Dieſe Nachricht in einer Zeit, wo Blanka immer von dem einen oder andern jungen Fant umſchwärmt war, der es zwar nicht wagte, auch nur von fern etwas, das einer Bewerbung ähnelte, zu zeigen, aber, trotz der wenigen Aufmunterung, die ihm von Herr und Frau auf der Burg ward, dennoch ſeine Beſuche nicht einſtellte, war für Otto ein Donnerſchlag, und alles, was er in frühern Jahren ſelbſt erfahren oder gewagt, alle Leichtigkeit, mit der man ihm entgegen gekommen war, alle Ränke und Künſte, die er hatte anwenden ſehen, um weibliche Treue zu erſchüttern, alles, was man in ſeiner Abweſenheit wagen und unternehmen könnte, erſchien nun mit

den schrecklichsten Farben vor seiner Seele, und überwältigte so sehr seine Vernunft, daß es ihm nicht mehr möglich war, die Ruhe zu behaupten, die er noch bisher erkünstelt hatte, und Blanka nun deutlich sah, daß ihr Gemahl von einem heftigen innern Schmerze gepeinigt wurde. Das zu sehen war ihr unmöglich, und als sie ein paar Tage vor seiner Abreise am Erkerfenster standen, unter welchem der schöne Strom zwischen waldigten Auen breit und herrlich hinabfloß, Otto's Blicke sich so düster darauf hefteten, und nichts von dem schönen Anblicke zu wissen schienen, seine Brust sich immer schwerer hob, da umschlang Blanka den werthen Gemahl, und sprach mit liebevoller Stimme: Mein Herr und Gemahl! Ich sehe dich seit der Stunde, wo des Herzogs Aufmahnung anlangte, sehr betrübt, und mehr, als wegen einer Trennung von drey bis vier Wochen billig wäre, bekümmert. Was hast du, lieber Otto? Was beunruhigt dein Herz so sehr? Laß es mich wissen, und sey versichert, daß du mich glücklich machst, wenn du mir ein Mittel anzeigst, dein Gemüth zu beruhigen und den Kummer zu stillen, der dich drückt, so fern es anders in meiner Macht ist!

O wohl — wohl ist es! — rief Otto, von seiner Empfindung überwältigt, aus. Doch gleich

darauf besann er sich wieder, und, seiner Eifersucht sich schämend, sprach er: Mein liebes Weib! Du kannst mir nicht helfen, — das kann niemand. Es sind Grillen — Thorheiten. — Gib nicht ferner Acht darauf! Es wird sich wieder geben.

Aber Blanka's Liebe war nicht so geschwind abzuweisen; der unfreywillige Ausruf ihres Gemahls, und vieles, was sie längst bemerkt hatte, hatten ihr zu viel gezeigt. Sie drang also mit Schmeichelworten, Bitten und Liebkosungen in ihn, bis sie das drückende Geheimniß von seinem Herzen gelöset und erfahren hatte, daß es die Bewerbungen und Ränke kühner Nebenbuhler in seiner Abwesenheit wären, was ihm so viel Sorge und Kummer mache und seine Abreise erschwere. Ach, lieber Otto! rief sie nun fröhlich, und warf sich an seine Brust: Wenn es nichts als das ist, was dich bekümmert, so sey ganz ruhig! Ich verspreche dir hiermit hoch und theuer, daß, so wie du die Burg verlässest, kein fremder Mensch mehr sie betreten, und ich ebenfalls den Umkreis unserer Mauern nicht verlassen will. Kommt niemand zu mir, sieht mich niemand, so kann auch niemand sich ein Betragen erlauben, das deiner Ehre oder meiner Würde kränkend werden könnte.

Otto ſah ſeine Gemahlinn ſtarr an — er wußte nicht, ob er dem trauen ſollte, was er ſo eben gehört; aber Blanka verſicherte ihm heiter und zuverſichtlich, daß das ſchon längſt ihr Vorſatz geweſen, um ſich von den läſtigen Beſuchen der jungen und alten Gecken zu befreyen, und daß ſie ihn ſelbſt um die Erlaubniß dazu habe erſuchen wollen. Otto war gerührt, erfreut, beſchämt. Mit inniger Liebe drückte er das treue Weib an ſein Herz, und wollte nun in froher Rührung ihr Opfer ablehnen und ſie verſichern, daß er vollkommenes Zutrauen auf ſie habe; aber Blanka wich nicht mehr von ihrem Ausſpruche, und ſo nahm denn Otto unter den Verſicherungen der innigſten Liebe und Dankbarkeit ihr Anerbiethen an, und es wurden alle Anſtalten getroffen, dieſe neue Einrichtung in Gang zu bringen.

Am Morgen der Abreiſe, als Blanka ihren Gemahl gewaffnet, und ihm noch tauſend Küſſe und zärtliche Verſicherungen auf den Weg mitgegeben hatte, beſtieg er ſein Roß und ritt aus dem Thore ſeiner Burg. Die Flügel ſchloſſen ſich knarrend hinter ihm, um ſich bis zu ſeiner Rückkunft keinem fremden Menſchen, weder Mann noch Weib, zu öffnen, und Blanka beſtieg den Burg-

wall, um ihrem Geliebten noch so lange nachzusehen, als möglich war. Als er ihr das letzte Mahl seinen Gruß zugewinkt und hinter der Bergecke verschwunden war, kehrte auch sie um, ging in ihr Gemach, und fing ihre klösterliche Lebensart an, bey welcher ihr schon der Gedanke: Es ist für Otto's Ruhe! — alle Entbehrungen leicht gemacht haben würde, wenn ihr stiller Sinn, der immer bey dem Entfernten war, nicht ohne dieß Erhohlung und Trost in der Einsamkeit gefunden hätte. Die Burgschlüssel wurden in ihr Zimmer gebracht, und nur ein kleines Seitenpförtchen öffnete sich alle Tage für eine vertraute Frau, Blanka's Amme, welche sie bey ihrer Verheirathung sammt ihrer Tochter zu sich auf Greiffenstein genommen hatte. Aus diesem Pförtchen ging Frau Brigitte täglich den Schloßberg hinab, um in dem Dörfchen am Wasser einzukaufen, was man im Schlosse bedurfte.

Otto eilte indeß, sein Geschäft, wozu er an des Herzogs Hof berufen war, zu endigen. Sein Sinn stand beständig nach seiner Burg, und außer dem Verlangen, seine Blanka wieder zu sehen, trieb ihn noch der Wunsch, ihre freywillige Gefangenschaft zu enden, so, daß der Boden unter seinen Füßen zu brennen schien, und seine Freunde

ihn mit seiner Ungeduld scherzhaft neckten. Hätten sie den Grund seines rastlosen Treibens gewußt, ihr Spott würde ihn noch mehr getroffen haben; so aber entkam ihnen Herr Otto für dieß Mahl noch glücklich, und eilte, sobald es möglich war, nach seiner Burg.

Blanka erzählte ihrem Gemahle, wie sie es, indeß er abwesend gewesen, auf dem Schlosse gehalten; sie beschrieb ihm ihre Lebensweise und Tagesordnung und wußte ihm ihre Zufriedenheit mit ihrer Beschränkung so glaubhaft zu machen, daß er bey einer zweyten Reise ohne viel Widerstreben einwilligte, sie eben so wieder verschließen zu lassen. Das wurde nun Sitte auf Greiffenstein; bald war es in der Gegend, zu Wien und am Hofe bekannt, und Otto wurde nun mit Spöttereyen nicht verschont. Seine Saracenische Haushaltung, die er im gelobten Lande gelernt, war der Hauptgegenstand aller Scherze und Neckereyen bey frohen Gelagen und Zusammenkünften. Otto ließ sie reden, ihr Spott verwundete ihn nicht, denn er war nicht böse gemeint, und über ihr Lachen konnte er sich hinwegsetzen; war doch keiner so glücklich, wie er, keiner, der eine so treue, kluge und schöne Hausfrau besaß, als der Ritter von Greiffenstein!

Eine merkwürdige Begebenheit hatte um diese Zeit die Augen des ganzen Abendlandes auf Österreich gewendet. König Richard Löwenherz war auf seiner verborgenen Reise durch dieses Land entdeckt, dem Herzog verrathen und von diesem verhaftet worden, um den Schimpf zu büßen, den er ihm vor Ptolemais angethan. Der Herzog ließ den König auf das feste Schloß Dürrenstein an der Donau bringen, wo er ihn in enger Gewahrsam, aber anständiger Haft hielt, und gab dem Kaiser Nachricht davon. Es erschienen bald darauf Abgesandte des Kaisers, um wegen Auslieferung des erlauchten Gefangenen zu unterhandeln; auch kamen Abgeordnete von Tankred, Fürsten von Messina, den ein altes Freundschaftsband an Richard knüpfte, um sich zu seinen Gunsten bey dem Herzog zu verwenden. Wien wurde belebt und glänzend von so vielen berühmten Gästen, und der Herzog, theils um den Glanz seines Hofes zu zeigen, theils um den Rath seiner treuesten Vasallen zu hören, berief auch seine Großen und mit ihnen den Ritter Otto nach Wien.

Ungern trennte sich dieser schon wieder von seiner Gemahlinn, und versprach so schnell als möglich wieder zu kommen; denn er hoffte, der Herzog werde seiner nicht lange bedürfen, und für

ihn hatten die Herrlichkeiten des Hofes, die Bänkette und Spiele nicht so vielen Reiz, als das Leben an Blanka's Seite. Indessen zog er gen Wien mit großer Pracht, von allen seinen Vasallen begleitet, und ritt mit fünfzig Helmen, alle schön gewapnet und prächtig beritten, in der Hofburg seines Lehnsherrn ein. Hier fand er zu seiner großen Verwunderung unter den wälschen Rittern, die der Fürst von Messina geschickt hatte, auch seinen alten Bekannten und Waffengefährten, den Ritter Guido von Feltri, der ihm mit sehr höflichen Manieren entgegen kam, und eine ungemeine Freude zeigte, ihn so unvermuthet zu treffen. Der Italiener war bereits von Otto's Heirath und seiner häuslichen Zufriedenheit unterrichtet; er wünschte ihm mit vieler Freundlichkeit Glück dazu, und bekannte, daß es ihm nicht so gut geworden wäre, indem der Wille seines Vaters ihn mit einer reichen Erbinn verheirathet habe, die außer ihren großen Schätzen wenig liebenswürdiges besäße. Hinter des Ritters Rücken wurde Otto die Geschichte etwas anders erzählt. Guido hatte sich selbst um die Hand des Fräuleins beworben, und sein häusliches Unglück war auf Rechnung seines Eigennutzes zu schreiben. Otto ließ die Sache auf sich beruhen, er war dem Ritter freundlich und

dienſtlich, wie einſt in Neapel und im gelobten Lande; übrigens aber ſuchte er ihn nicht beſonders auf, und beantwortete, wie damahls, ſeine zuvorkommende Freundſchaft mit höflicher Achtung.

Sie waren jetzt viel zuſammen. Der Neapolitaner wußte ſich immer etwas um Otto zu ſchaffen zu machen; dieſer ſollte ihm von ſeiner Bekanntſchaft mit ſeiner Frau, von ihrer Schönheit, ihrer Tugend erzählen. Otto wich ſolchen Geſprächen überall und am meiſten gegen dieſen Fremden aus; denn ihm dünkte das Glück ſeiner Liebe viel zu zart, um es Andern mitzutheilen.

Einſt aber, an einer prächtigen Abendtafel beym Herzoge, wo geſelliges Lachen und Scherz die Gemüther der Gäſte erheitert und auch Ottos Sehnſucht nach ſeiner ſtillen Heimath eingeſchläfert hatten, der Wein die Herzen öffnete, nach und nach die Bande der Zurückhaltung und endlich der Vorſicht und Klugheit von Sinn und Zunge löſte, da brachte Feltri mit mehreren Andern das Geſpräch auf die Treue der Weiber. Sogleich erhoben ſich viele, ja die meiſten Stimmen dagegen, allerley ſcherzhafte Geſchichten von betrogenen Ehemännern und überliſteten Liebhabern wurden erzählt, und verdoppeltes Lachen und froherer Muth belebte den Kreis. Nur einige geſetztere Rit-

ter, und unter diesen der von Greiffenstein, stimmten nicht in den allgemeinen Spott, und behaupteten die Würde der Frauen. Da begann der Ritter von Feltri: Wahrlich, Herr Otto, es klingt seltsam, euch jetzt also reden zu hören. Wie war es doch vor Zeiten so ganz anders, als wir in Neapel unser Glück bey mancher schönen Frau nicht umsonst versuchten, und selbst in Palästina Schloß und Riegel der Harems, und Sclavenwachen und hundertäugige Eifersucht euch kein genügendes Band mehr für weibliche Lüsternheit und Schlauheit dünkten. Erinnert euch doch, wie ihr damahls spracht, als die schöne Frau des Aga, als Sclave verkleidet, sich bis in euer Zelt wagte, und die Leidenschaft für den tapfern Franken sie nicht bloß der Pflicht gegen ihren würdigen Gemahl, sondern selbst der Todesgefahr vergessen machte, der sie nach den Sitten ihres Landes sich durch diesen Schritt aussetzte!

Verzeiht, Ritter Guido! rief Otto: Das waren ganz besondere Umstände. Die Art, wie ich Zulmis kennen lernte, konnte ihr Gefühl entschuldigen, und dieß ihren raschen Schritt. — Aber laßt das, Ritter! Weckt vergessene Sachen nicht auf!

Nein, nein, wir müssen eure Abenteuer hören,

riefen mehr als zehn Stimmen: Erzählt, Ritter Feltri! Wie wars mit der schönen Saraceninn?

Feltri ließ sich nicht lange bitten. Er erzählte, wie Otto im Sturm von Ptolemais den Aga, einen ehrwürdigen Greis, der schwer verwundet am Boden lag, vor den Mißhandlungen der Kreuzsoldaten geschützt und ihm also das Leben gerettet, wie dieser dann aus Dankbarkeit ihn in sein Haus geladen, sein Freund geworden, und ihm sogar den Anblick seiner jungen schönen Frau gegönnt habe, — ein unerhörtes Beyspiel in seinem Lande.

Hier ergriff Otto, rasch den Wälschen unterbrechend, den Faden der Erzählung. Er entschuldigte die schöne Zulmis, die vielleicht in ihm den ersten jungen Mann gesehen und gesprochen hatte, und stellte ihr Beginnen als die Wirkung eines überraschten Gefühls, das sich selbst nicht verstand, vor. Aber Guido unterbrach ihn mit ungezähmtem Lachen, und erzählte, wie Otto, statt von seinem Glücke Gebrauch zu machen, die Türkinn an ihre Pflicht gegen ihren alten Eheherrn und an ihre Gefahr erinnert, wie er sie, die in Thränen — ob der Reue oder des Zorns, wollte er dahin gestellt seyn lassen, — zerflossen war, ohne nur ihre Hand zu berühren, zu ihrem Gemahl zurück geleitet, und mit einem wahrscheinlichen Vorwan-

de dem Verdachtlosen übergeben habe. Manche stimmten hier in Guido's Gelächter ein, bey Weitem aber die Meisten lobten des Ritters Verfahren, und der Herzog reichte ihm über die Tafel hin die Hand und schüttelte die seinige freundlich.

Guido verbiß seinen Unmuth, daß es ihm nicht gelingen wollte, den gehaßten Nebenbuhler zum Gegenstand des allgemeinen Spottes zu machen, oder ihn zu unbesonnenem Zorn zu reizen; doch entsagte er seiner Absicht nicht so schnell, und fing wieder scherzend an: Mögt ihr doch die schöne Julmis vertheidigen, und noch im Abendlande ihren Ritter machen; es war nicht das einzige Abenteuer der Art, was so seltsam endigte. Und nun gab er der Gesellschaft noch einige andere Geschichten des Ritters zum Besten; und vergebens suchte dieser einem Gespräche ein Ende zu machen, das ihm bey seiner jetzigen Denkart durchaus unangenehm war. Frauenwankelmuth und Frauenlist wurden wieder der allgemeine Gegenstand der lauten Unterhaltung, gegen die nur Otto allein sich erklärte. Jetzt wendete sich der Spott und Scherz der Gesellschaft gegen ihn, den einstmahligen Verächter und lauten Tadler des Geschlechts. Ja, ja, rief einer der Anwesenden, seitdem er eine Kio-

sterfrau ihrem himmlischen Bräutigam abspänstig gemacht hat, glaubt er an die Treue der Weiber.

Nun so hätten wir ja doch auch hier eine Untreue, rief Guido lachend, und Alles stimmte ein. Otto's Gleichmuth fing an zu wanken; was ihm vorher bloß unangenehm war, bewegte ihn nun schon zum Unwillen. Er sprach lebhafter dazwischen, und sein Ton verrieth die Stimmung seiner Seele.

Das war's, was Guido wollte. Er drehte das Gespräch nun ganz auf Herrn Otto's Gemahlinn, die schöne, die unsichtbare Blanka, die unzugängliche Frau, die in der Abwesenheit ihres Herren unter Schloß und Riegel stand, und machte halblaut gegen seinen Nachbar die Bemerkung, daß doch selbst dieses ängstliche Einschließen eben nicht von des Ritters fester Zuversicht zeuge. Der Nachbar fand die Bemerkung gut, sie kreiste herum, sie wurde laut wiederhohlt; ein neues Gelächter erhob sich gegen den Ritter, der die Sitte des Harems im Abendlande einführen wollte. Jetzt fuhr Otto auf; sein Zorn flammte empor, er behauptete laut und fest die unerschütterliche Tugend seiner Blanka. Einige lächelten still, andere spöttelten. Guido vermaß sich endlich, er halte es nicht für unmöglich, auch diese Treue zu erschüttern. Otto widersprach heftig; Zorn, Wein und ge-

kränkter Stolz machten ihn blind gegen die Tücke des Gegners, er forderte ihn heraus, sein Glück zu versuchen, er sagte ihm geradezu, er werde es nicht einmahl dahin bringen, Blanka auch nur zu erblicken. Das wäre seltsam, rief Guido, und mir noch nicht vorgekommen — und ich möchte es fast darauf wagen.

Diese Zuversicht reizte den Ritter von Greifenstein auf's äußerste. Wohlan denn! rief er: Geht! Ihr habt freye Hand. Ich kenne mein Weib und spotte eurer Versuche.

Guido antwortete mit zuversichtlichem Trotze, die Parteyen theilten sich; einige traten auf Otto's, andere auf Guido's Seite. Die Gemüther wurden immer erhitzter, nur des Herzogs Gegenwart hielt sie noch in den Gränzen des Anstandes; aber er vermochte nicht, den Zorn, der in dem Herrn von Greiffenstein zusehends höher auflo-derte, zu dämpfen. Endlich war die Sache so weit gediehen, daß die zwey Ritter eine Art von Wette eingingen, die darin bestand, daß, wenn es dem von Feltri gelingen sollte, Blanka zu sehen, zu sprechen und ein Pfand ihrer besondern Gunst und Freundlichkeit zu erhalten, der Ritter von Greifenstein einen Zweykampf mit ihm bestehen sollte, wobey Guido völlig nach gewöhnlicher Art gewaff-

net, Otto aber nur im Wamms mit einem blo-ßen Schilde und Degen bewehrt erſcheinen ſollte; gelänge aber dem Italieniſchen Ritter ſein Vorhaben nicht, ſo würde die Bedingung umgekehrt werden, und Otto ganz bewaffnet, Guido aber unbewehrt ſeyn müſſen. Otto nahm den Vorſchlag ſeines Gegners begierig an; er war zu feſt, ſowohl von Blanka's Treue und von ſeinem Siege, als, wenn es möglich wäre, daß ſie dieſelbe brächte, von ſeinem Unglücke überzeugt, um nicht in dieſem Falle ſich freudig einem gewiſſen Tode entgegen zu ſtellen.

Unwillig ſah der Herzog dieſen Streit, und noch unwilliger die ſeltſame Wette, auch verſuchte er es, den Ritter von Greiffenſtein von dem gefährlichen Vertrage abzuhalten; aber dieſer war zu aufgebracht, und die Wette als eine Ehrenſache vor ſo viel ritterlichen Zeugen zu weit gekommen. Leopold mußte geſchehen laſſen, was er nicht hindern konnte, und ſo reiste der Ritter von Feltri ſogleich am folgenden Morgen ab, um zu verſuchen, was Liſt, Kühnheit, oder perſönliche Liebenswürdigkeit vermögen würden, während Otto in Wien zurück blieb, und auf ſein Ehrenwort gelobte, ſich nicht zu entfernen und nichts zu thun, was ſeines Gegners Beginnen ſtören könnte.

Guido, der so manches ähnliche Abenteuer bestanden, so manche lang bewahrte Tugend seinen Verführungskünsten hatte unterliegen sehen, zweifelte keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens und an seinem doppelten Siege über einen Menschen, an dem er schon seit langem so gern frühere Niederlagen gerächt hätte. Nur von einem treuen geschickten Knappen begleitet, hatte er bald das Ziel seiner Reise, die Burg Greiffenstein, im Gesichte; aber er war klug genug, sich nicht sogleich in seiner wahren Gestalt dort zu zeigen. Schon zu Wien hatte er manche Erkundigungen über den Ritter und seine Gemahlinn eingezogen. Jetzt trat er als Pilger verkleidet in die Herberge des nächsten Dorfes, und ließ sich bey einem Krug Wein vom Wirthe erzählen und erzählte wieder, und erfuhr, was ihm wenig Trost gab, nähmlich daß, so lange der Ritter abwesend sey, kein Mensch die Burg verlassen, keiner sie betreten dürfe, und daß es eben so möglich sey, in den Mond zu steigen, als Frau Blanka zu erblicken.

Indeß verzagte der Ritter nicht. Er versuchte manches — er hoffte, Mitleid oder Neugier sollte ihm nun durch Zufall verschaffen, was geraden Weges nicht zu erlangen war. So umkreiste er

bald als blinder Harfner, von seinem Knappen geführt, die Burg, bald lag er als erschöpfter Pilgrim an der äußersten Warte, und sein Begleiter zog hastig die Klingel und bath um Labung für den Verschmachtenden. Schnell und mildthätig wurde ihm Brot und Wein durch die Öffnung gereicht, aber er bekam niemand von den Bewohnern zu sehen, und durfte nicht hoffen, auch nur durch eine Spalte in's Innere des Schlosses zu blicken. So waren bereits über acht Tage vergangen, und Guido war seinem Zwecke noch nicht um einen Schritt näher gerückt.

Doch er war jetzt so oft und zu so verschiedenen Stunden um das Schloß herum gestreift, daß ihm unmöglich irgend ein Vorgang oder eine Veränderung in demselben entgehen konnte; und auf diese Art entdeckte er, daß öfters ganz früh am Morgen eine alte Frau mit einem Korbe aus dem Seitenpförtchen des Thores trat, langsam den Weg hinunter wandelte, und in einigen Stunden wieder zurück kam. Guido erkundigte sich, und entwarf seinen Plan. Als Frau Brigitte an einem der folgenden Tage den Berg herabwandelte, saß in den Gebüschen am Donaustrande, von wo man das Schloß und Blanka's Fenster gerade vor sich hatte, ein junger, sehr wohlgebildeter Mann,

dessen Kleidung, obgleich nachlässig, von Rang und Reichthum zeugte, der aber so bleich und trübsinnig aussah, daß beydes zusammen die Alte aufmerksam machte. Der junge Mann grüßte die Frau freundlich, aber mit seltsamem Wesen; sie erwiederte den Gruß und ging vorüber. Als sie nach einigen Stunden zurück kam, saß der Mensch noch da. So war's am folgenden, so am dritten, vierten Tage, und manchmahl schien er die Alte nicht zu bemerken, wenn sein Blick unverwandt am Schlosse hing, und schwere Seufzer seine Brust hoben. Das fiel der guten Brigitte außerordentlich auf, und die Neugier trieb sie, sich um den Unbekannten zu erkundigen. Das that sie denn sogleich im Dorfe und erfuhr, daß vor einigen Tagen dieser Fremde, von einem Knappen begleitet, in die Herberge gekommen sey, daß sein Anzug, so wie das viele Geld, das man bey ihm bemerkte, zeigten, daß er von Stand und reich seyn müsse, daß man aber glaube, es müsse mit ihm im Kopfe nicht recht richtig seyn; er sey nicht bloß sehr niedergeschlagen, sondern er habe manche Dinge gesagt und gethan, die man mit gesundem Verstande wohl nicht thun würde. So säße er z. B. fast den ganzen Tag, das Wetter möge seyn, wie es wolle, an Einer Stelle am Donauufer, ohne zu reden,

ohne etwas anders zu thun, als zu schauen und zu seufzen, und was man von seinem Knappen habe erfahren können, bestätige diese Meinung.

Frau Brigittens Neugier war nun wohl nicht gestillt, sondern vielmehr noch höher gespannt. Was konnte der junge Fremde hier wollen? Was bannte ihn gerade an diese Stelle? Wer war er? Woher kam er? Warum war er so niedergeschlagen? Diese und hundert ähnliche Fragen drängten sich ihr auf, und machten ihr den Fremden und seinen Kummer zu einer wahren Angelegenheit. Sie konnte sich nicht überwinden, ihm am nächsten Morgen ein paar freundliche Worte zum Gruß zu sagen. Der Fremde blickte auf, antwortete höflich, aber seltsam, und versank sogleich wieder in seinen Tiefsinn. Das ging Brigitten nicht aus dem Sinne, und beym Rückwege blieb sie endlich stehen und begann ein ordentliches Gespräch mit ihm. Das war's, was Guido gewollt hatte, und er wußte so geschickt zu antworten, daß er unter dem Scheine der scheuesten Zurückhaltung alles anbrachte, was Brigittens Geschäftigkeit und Vorwitz für ihn rege machen mußte, nähmlich die sehr gegründete Vermuthung, daß eine unglückliche Liebe seine Ruhe zerstört und wahrscheinlich auch seinen Verstand verwirrt habe; doch hüthete sie sich

wohl, gegen irgend jemand, und am wenigſten gegen ihre Gebietherinn auch nur ein Wort davon verlauten zu laſſen.

Die Bekanntſchaft ging nun ihren Weg fort. Täglich fand Brigitte den Fremden auf ihrem Wege, und täglich wurde ein Geſpräch gehalten. Sie erfuhr auf dieſe Art immer mehr und mehr. Ihr Scharfblick hatte recht geſehen, der Fremde liebte unglücklich, hoffnungslos, aber ohne Wandel, für ſein ganzes Leben, und was noch ſeltſamer ſchien, er hatte den Gegenſtand einer ſo heftigen Leidenſchaft zwar oft geſehen, aber nie geſprochen, und die Dame wußte nichts von dem Unheil, das ihre Reize geſtiftet. Kurz, nach einigen Tagen war Frau Brigitte theils durch den Ritter, theils durch ſeinen Knappen, deſſen Geſprächigkeit und zuſammenhängender Bericht ſeines Herrn verworrene Reden ergänzten, von allem genau unterrichtet, und erfuhr mit großer Verwunderung und nicht geringerem Mitleid, daß der arme Ritter in niemand anders als in ihre Pflegetochter, die ſchöne Blanka von Küenring, verliebt ſey, daß er ſie zu Wien zuerſt in der Kirche geſehen, daß ihr Bild ihn unabläſſig verfolgt, daß er dann vergebens Zutritt in ihrer Ältern Hauſe geſucht, und nun, als er gehört, daß ihre In-

gendblüthe und Schönheit dem Himmel geweiht ſey, mit gottergebenem Sinne ſich in dieſe harte Beſtimmung gefügt und der Braut Chriſti willig entſagt habe. Als er aber erfahren, daß einem Reichen gelungen, was er vergeblich verſucht, nähmlich den Sinn des alten Küenring zu ſeinen Gunſten zu wenden, und daß nun der mächtige Greiffenſtein dieß Kleinod davon getragen habe, für das er willig ſein Leben hinzuopfern, das er bloß der Kirche abzutreten bereit geweſen war, da habe ein ungeheurer Schmerz ſeine Bruſt zerriſſen und ſein Verſtand ſey ſeit dem unglücklichen Augenblicke nie mehr ganz helle und ſich bewußt geweſen. Eine gefährliche Krankheit habe ihn an den Rand des Grabes gebracht, und jetzt, ſeit er angefangen ſich zu erhohlen, habe er ſich in die Nähe des geliebten Gegenſtandes begeben, und ſeine einzige Glückſeligkeit beſtehe darin, die Mauern anzuſtarren, die ſie umſchließen, und zu harren, ob er ſie vielleicht aus Zufall einmahl an einem Fenſter erblicken könne.

Dieſe ſeltſame Entdeckung wirkte ganz unausſprechlich zu Gunſten des Unglücklichen in dem Herzen der guten Frau Brigitte. Sie betrachtete ihn nun mit noch innigerer Theilnahme, und ihn ſchien die Nachricht, die ſie einſt wie ganz zufällig

im Geſpräch einfließen ließ, daß ſie die Amme der ſchönen Blanka ſey, vor Freude außer ſich zu ſetzen und der alten Frau in ſeinen Augen den höchſten Werth beyzulegen. Sie ward nun die Vertraute ſeines Kummers, ſie mußte ihm von Blanka erzählen, von ihrer Lebensweiſe, ihren Eigenſchaften, ihrem Thun und Laſſen. Bald kannte der Ritter alles ſo genau, als ob er auf dem Schloſſe gelebt hätte. Er konnte ſich ein ziemlich deutliches Bild von Blanka's Geſtalt machen; er erfuhr ſogar, daß ein Purpurmahl auf dem rechten Oberarm ſie vor allen Menſchen auszeichne, er kannte ihre Tagesordnung, ihre Beſchäftigung u. ſ. w. Nun war viel gethan, aber bey Weitem nicht genug. Er wollte Blanka ſelbſt ſehen, wenn auch, ohne daß ſie es wüßte; er wollte wenigſtens das Zimmer betreten, in dem ſie lebte, in welchem ihr Hauch ſich mit der Luft gemiſcht und ſie geheiligt hatte. Dieſe Bitte trug er mit dem rührenden Flehen des Unglücks und mit der Heftigkeit eines kranken Geiſtes vor, und ſo ſehr ſich Frau Brigitte im Anfange darüber entſetzte, und ihm ſeine Forderung als eine platte Unmöglichkeit rund abſchlug, ſo wußte doch der hübſche junge Mann ſo rührend zu bitten, ſo fein zu ſchmeicheln und ſo ſchlau zu verſprechen, daß Frau Brigittens Wi-

derstand immer schwächer ward, und sie dem liebekranken Unglücklichen endlich versprach, wenn denn die Erfüllung dieses Wunsches so wesentlich zu seiner Genesung beytragen könnte, auf Mittel zu sinnen, wie dieß zu erreichen seyn möchte. Guido's Entzücken überstieg alle Gränzen, er dankte Brigitten mit einer Wärme und Zärtlichkeit, als ob sie selbst der Gegenstand seiner unglücklichen Liebe wäre, und die Alte ging träumend und sinnend, wie doch wohl des jungen liebenswürdigen Kranken Wunsch mit ihrer Pflicht und eigenen Sicherheit zu vereinbaren seyn möchte, langsam den Schloßberg hinauf; denn Übles oder Gefährliches sah sie doch wohl in der Welt nichts darin, nichts, was ihrer Gebietherinn schaden, oder dem Ritter von Greiffenstein, der es nie erfahren würde, einen Eintrag thun, wohl aber einem armen Unglücklichen großen Trost und vielleicht Genesung bringen könnte. Sie sann und sann, und endlich hatte sie es ausgefunden.

Mechthild, ihre Tochter, Blanka's Milchschwester, war ein hochgewachsenes hübsches Mädchen, und hatte auch zuweilen, wenn viel zu kaufen war, mit der Mutter den Weg nach dem Dorfe gemacht. Es fügte sich eben, daß in ein paar Tagen ein großer Feyertag fiel, wo man allerley be-

durfte, und Frau Brigittens Korb und Kraft für die Bedürfnisse der Schloßbewohner nicht zureichte. Am Vorabend sollte Mechthild sie begleiten; das war vorläufig ausgemacht und im Schlosse bekannt. Guido bekam seine Instruction. Früh Morgens stieg Brigitte mit Mechthild den Schloßberg hinab; der Ritter war dieses Mahl nicht zu sehen, er lauerte im Dickicht verborgen. So kamen die beyden Frauen in's Dorf; auf Ein Mahl fiel es Brigitten ein, daß sie etwas vergessen habe, sie hieß ihre Tochter bey einer bekannten Bauersfrau warten, und ging allein zurück. Guido, der den Tag zuvor schon ein Päckchen mit Mechthilds gewöhnlicher Kleidung erhalten hatte, wartete angekleidet, den Schleyer züchtig über's Gesicht gezogen, seiner Führerinn, und spielte den Beglückten, den Dankbaren, so treffend, daß er wohl scharfsichtigere Blicke hätte täuschen können. Frau Brigitte langte mit ihrer vermeinten Tochter vor der kleinen Pforte an, die sich ihr arglos aufthat, hieß ihren Schützling in ihrer Kammer warten, stieg die kleine Wendeltreppe hinauf, und spähte, ob Blanka's Schlafgemach leer war. Sie hatte richtig berechnet; es war Messezeit, und die Frau von Greiffenstein in der Schloßcapelle. Guido trat ein in das Zimmer, das nie einem fremden

Auge offen gestanden, nie von einem fremden Fusse war betreten worden, und sein Blick schweifte gierig auf allen Gegenständen umher, um, so viel möglich war, davon in sein Gedächtniß aufzufassen; aber sein Zweck war nur halberreicht, wenn er nicht ein Wahrzeichen mitbringen konnte. Die Gegenwart der Alten war ihm lästig, er fuhr daher auf Ein Mahl zusammen, als wenn ihn ein Geräusch erschreckt hätte, behauptete, er habe im anstoßenden Zimmer Schritte gehört, und Brigitte mußte, um den wunderlichen Menschen zu beruhigen, nachsehen, ob niemand da war, obgleich sie versicherte, sie habe nicht das Geringste vernommen. Sie war kaum zur Thüre hinaus, so sprang Guido auf Blanka's Bett zu, riß einen kostbaren Rosenkranz von echten orientalischen Perlen, mit feinem Golde künstlich gearbeitet, von den Häupten desselben, und verbarg ihn auf seiner Brust. Brigitte kam zurück. Guido blieb noch ein paar Augenblicke, sagte noch einige verliebte Thorheiten, und entfernte sich dann mit triumphirendem Herzen eben so still und unbemerkt, wie er gekommen war. Als sie außerhalb des Schlosses an einem Platz waren, wo man sie nicht mehr sehen konnte, fiel er Brigitten zu Füßen, dankte ihr mit solchem Entzücken, trieb so viel tolles Zeug und

beschenkte endlich die Alte so reichlich, indem er sie bath zu schweigen, und ja niemanden etwas, weder von seiner unglücklichen Liebe, noch von der Seligkeit, die er heute genossen, zu sagen, daß dieß allein hingereicht haben würde, der gutmüthigen Frau den Mund zu schließen, wenn auch nicht ihr und ihrer Tochter Glück dabey auf dem Spiele gestanden hätte. Nun hohlte Brigitte ihre Tochter ab, sie bepackten sich mit ihren Einkäufen und kamen so, ohne daß jemand Verdacht geschöpft hätte, in das Schloß zurück. Blanka hatte keine Ahnung von der Verrätherey, die ihr war gespielt worden, bis Abends, als mit der Dämmerung die Zeit des Rosenkranzbethens kam, und sie ihren schönen Psalter, ein theueres und kostbares Geschenk ihres Mannes, das er aus dem heiligen Lande mitgebracht und am Grabe des Erlösers hatte weihen lassen, an seiner gewohnten Stelle vermißte. Daß er entwendet worden sey, kam ihr nicht in den Sinn. Er wurde gesucht, im Zimmer, in den Schränken, im ganzen Schlosse — vergebens. Niemand wußte darum. Die Kammerzofe, deren Geschäft es war, das Gemach der Gebietherinn aufzuräumen, hatte ihn am Morgen noch in der Hand gehabt, und an seinen Platz gehängt. — Jetzt

wurden die übrigen Hausbewohner zusammenberufen, und jetzt erfuhr Frau Brigitte mit tödtlichem Schrecken, was geschehen war. Sie allein konnte sich den Zusammenhang erklären, sie allein kannte den Dieb, und mit der Angst einer Missethäterinn erwartete sie den andern Morgen, um den wahnsinnigen Verliebten aufzusuchen und ihm seinen Raub abzufordern. Aber der Verliebte war nicht an seiner gewohnten Stelle zu finden. Sie ging in die Herberge; er war in der Nacht sammt seinem Knappen abgereist. Niemand wußte, wohin. Nun war Brigitte in Verzweiflung; aber ihre eigene Sicherheit, die Verantwortung, der sie sich bey ihrer Gebietherinn, und noch mehr bey dem Ritter von Greiffenstein aussetzte, zwangen sie, ihr unglückliches Geheimniß streng zu bewahren, und lieber den Verdacht auf Unschuldigen, die doch nicht so viel zu befahren hatten, herumirren zu lassen.

Der Ritter von Feltri kam mit seiner Beute triumphirend nach Wien. Er erbath sich, ohne sich über den Erfolg seiner Reise zu erklären, vom Herzoge die Gunst, daß er den Ritter von Greiffenstein, und einige von den Edlen, die bey jener Abendtafel gegenwärtig gewesen waren möchte zusammen berufen lassen. Sie erschiene

und nun vor ihnen allen erzählte Guido ein ſchlau erſonnenes Mährchen, wie es ihm gelungen, die ſchöne Blanka als Harfner an's Fenſter zu locken, wie dann ihre Schönheit ihn bezaubert und ihm ſeine übernommene Rolle zur Natur gemacht habe, wie er täglich zur beſtimmten Stunde ſeine Liebe in ſeine Saiten geſungen, dann ein freundliches Wort mit ihr gewechſelt und endlich nach manchen Verſuchen und überwundenen Bedenklichkeiten es dahin gebracht habe, daß ſie ihm erlaubt, Nachts heimlich in ihr Gemach zu kommen. Der verborgene Weg, die Wendeltreppe, die Einrichtung des Gemachs, Blanka's Anzug, das Mahl am Oberarm, alles, was ſie umgab, war ſo genau beſchrieben, daß dem unglücklichen Gemahl beynahe keine Möglichkeit blieb, an der Wahrheit dieſer Erzählung zu zweifeln. Wie aber der Ritter nun zuletzt den Perlenpſalter hervorzog, und ihn als ein Pfand der Zuneigung der ſchönen Frau, als ein Andenken jener Stunde dem erſtarrten Otto vorwies, da ſprachen die Betäubung, die tödtliche Bläſſe, womit dieſer das Geſchenk ſeiner Liebe in den Händen des Nebenbuhlers ſah, zu laut für Guido's Behauptung, als daß der Herzog oder irgend einer der Anweſenden noch möglicher Weiſe ein Bedenken hätte he-

gen können. Otto war vernichtet. Mit gebrochenem Blicke, mit bebenden Gliedern ſank er zuſammen; ſeine Gefährten mußten ihn unterſtützen, man führte ihn halb ohnmächtig aus dem Gemache. Aber auch dem Ritter Feltri ward kein fröhlicher Empfang; Aller Herzen waren gegen ihn erbittert, Alle bedauerten den betrogenen Gemahl, und beſonders ſah der Herzog mit tiefem Schmerz den Verluſt ſeines Freundes voraus. Er kannte ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß, wenn bey dem ſeltſamen Kampfe, der ihm nach der eingegangenen Wette nun bevorſtand, auch ein Wunder ſein Leben erhalten könnte, er es doch in kurzem durch Gram um den Verluſt ſeiner Ehre und ſeiner Liebe einbüſſen würde.

Der Tag zum Zweykampf wurde beſtimmt. Guido ſah ihm mit Schadenfreude, Otto mit Verlangen entgegen. Nach ſo vielen Erfahrungen und unzweifelhaften Proben von der Frauen Verſtellungskunſt, Wankelmuth und Lüſternheit war er doch endlich der Schwäche ſeines Herzens unterlegen. Er hatte geglaubt, nachdem er Jahre hindurch mit ſo viel Grund gezweifelt hatte; er hatte ſein ganzes Erdenglück auf Ein Herz gebaut, und auch dieß Eine Herz hatte die Probe nicht gehalten. Er konnte niemanden anklagen, als ſich; Al-

les erschien ihm in klarem Lichte. Blanka hatte ihn nie geliebt, sie hatte vor dem Kloster gezittert, seine Hand war ihr willkommen gewesen, um sie diesem Unglücke zu entreißen; dann hatten Dankbarkeit, Gewohnheit und Unbekanntschaft mit etwas Anderm sie in ihrer Pflicht erhalten, bis der Verführer erschien, das lockere Gebäude ihrer Tugend und Treue vor dem ersten Sturme zusammen brach, und seine Ehre mit unter ihrem Schutte begrub. So war für ihn keine Freude, ja keine Hoffnung mehr auf der Welt, und trüb und finster wies er jeden Zuspruch seiner Freunde von sich. Nur, als der Herzog selbst ihn besuchte, bath er ihn, ihm zu erlauben, daß er noch ein Mahl nach Greiffenstein, in die Burg seiner Ahnen, hinauf ziehen, und dort mit seinen Sachen Richtigkeit machen dürfe. Dann, gnädiger Herr, setzte er hinzu, laßt mich, wenn ich, wie ich zu Gott hoffe, im ehrlichen Zweykampfe gefallen seyn werde, hinauf führen auf das Schloß, wo meine Väter ruhen, und laßt mich dort beysetzen und mein ritterlich Wappen umkehren, weil mit mir der alte Stamm erlischt, und fürder kein Ritter von Greiffenstein mehr seyn wird! Vergebens bemühte sich der Herzog, den Gram des Unglücklichen zu zerstreuen; und mit Freuden bewilligte er seine Bit-

te. So machte sich denn Otto zum letzten Mahle auf den Weg, und zitterte vor dem Gedanken, die Treulose, die ihn so tief gekränkt hatte, vielleicht noch einmahl sehen zu müssen, als wäre er der schuldige Theil. Darum sandte er einen Knappen voraus, der ihr die Ankunft ihres Gemahls melden und sie zugleich bedeuten sollte, daß sie während seiner Anwesenheit im Schlosse ihr Gemach nicht verlassen und nirgends vor die Augen des Ritters kommen dürfe. Blanka, die von allem, was vorgegangen war, nichts ahnete, traf diese Bothschaft wie ein Donnerschlag; sie wußte sich dieselbe nicht zu erklären, sie zweifelte also daran, und glaubte, es müsse ein Mißverständniß hier walten, das sich mit ein paar Worten aufhellen lassen würde. In dieser Zuversicht erwartete sie mit banger und doch froher Ungeduld ihren geliebten Herrn, den sie nun schon so lange nicht gesehen hatte, und eilte ihm, als er im Thore vom Rosse stieg, und sie mit Schrecken die Bläße seines Gesichts, den trüben Ausdruck seiner Züge sah, mit offenen Armen entgegen. Herr Otto war tief erschüttert, als er sie erblickte; mit abgewendetem Gesichte hielt er sie von sich zurück, und stieg, ohne ein Wort an sie zu verlieren, die Treppen hinan. Blanka stand erstaret; — doch noch

ein Mahl wollte sie ihm nacheilen und ihn beschwören, ihr zu sagen, was die Ursache dieses Benehmens wäre, als einer seiner Begleiter die Treppe herab kam, und ihr im Nahmen ihres Gemahls ankündigte, daß sie sich in ihr Zimmer begeben und seinem früher erhaltenen Befehle Folge leisten sollte. Sie gehorchte — und fand bey dieser schrecklichen Ungewißheit ihre einzige Beruhigung im Bewußtseyn ihrer Unschuld und in der Hoffnung auf Gott, der sie nicht würde unterliegen lassen.

In Zeit von zwey Stunden war Herr Otto fertig, und eilte nun wieder, sein Roß zu besteigen, und einen Ort zu verlassen, der sonst sein liebster Aufenthalt und jetzt eine Hölle für ihn war. Blanka, die diese ganze Zeit über am Fenster geharrt hatte, eilte nun, so schnell sie konnte, die Stiegen hinab, um ihren Gemahl noch ein Mahl zu sehen und wo möglich zu sprechen. Als sie in den Hof kam, sah sie ihn eben sich aufs Pferd schwingen; sie lief auf ihn zu, sie rief ihn, er wandte sich, schoß einen Blick voll Zorn und Wehmuth auf sie, gab seinem Rosse beyde Sporen und flog aus dem Thore. Blanka schrie laut auf und sank dann leblos zu Boden. Ihr Fall zog die Zofen herbey. Sie brachten die Ohnmächtige auf ihr

Zimmer; und als ſie ſich erhohlt hatte, war das Erſte, was ſie vernahm, die Nachricht, daß Frau Brigitte im Schloſſe fehle, daß ſie ſeit dieſem Morgen, wo ſie ihrer Gewohnheit nach in das Dorf hinab gegangen war, nicht wieder zurückgekehrt, und ihre Tochter in der größten Beſtürzung ſey, um ſo mehr, da Brigitte ſeit einigen Tagen ſo trübſinnig und wie verwirrt herumgegangen war. Blanka richtete ſich auf — ſie ſann nach — der verlorne Roſenkranz, Brigittens Verſchwinden, der Zorn ihres Gemahls — alle dieſe eben ſo ſeltſamen als unerklärlichen Ereigniſſe konnten zuſammen hängen, und hingen wahrſcheinlich zuſammen, und der Faden, der ſie verknüpfte, wenn ſie ihn fand, konnte Blanka aus dem Labyrinthe, in dem ſie ſich voll Kummer und Angſt befangen ſah, leiten. Ohne einer lebenden Seele irgend etwas von ihren Gedanken mitzutheilen, befahl ſie nur, die genaueſten Nachſuchungen nach Brigitten zu thun; und ſie ſelbſt forſchte bey der Tochter und allen Hausleuten. Indeſſen ließ der Schloßcapellan ſich melden. Sie eilte ihn zu empfangen; er war ihr immer ein verehrter und wohlwollender Freund geweſen. Mit trüben Blicken trat er ein, und nach manchem Umſchweif, mancher Entſchuldigung — denn es war dem

frommen Greise schwer genug geworden, an Blanka's Treue und Unschuld zu zweifeln — berichtete er nun, was er von dem alten Franz erfahren hatte, der um alle Tritte und Schritte seines Herrn wußte, und was er denn, die Sache mochte sich nun verhalten, wie sie wollte, Blanka länger zu verschweigen wider seine Pflicht hielt.

Sie erfuhr alles — die tollkühne Wette, das Gespräch, durch welches sie veranlaßt worden war, Guido's Triumph und ihres Gemahls drohende Gefahr. Nun stand alles klar vor ihrer Seele, aber auch zugleich die Rathlosigkeit ihrer Lage, da durch Brigittens Abwesenheit, die wahrscheinlicher Weise mehr, als nöthig gewesen war, an diesem schlimmen Handel Theil hatte, ihr jeder Beweis für ihre Unschuld fehlte.

Der dritte Tag von heute an war zum Zweykampfe bestimmt, und also zu Otto's Todestage. Daran war kein Zweifel. Ihre eigne Ehre, das Urtheil der Welt, alles verschwand vor dem Gedanken, den Geliebten zu verlieren, im Zorn, in ungerechter Meinung gegen sie. Vergebens strengte sie ihren Verstand an, Mittel zu ersinnen, um sich von der ungeheuren Beschuldigung zu reinigen, und den schändlichen Betrieger, der sich ihrer Gunst rühmte, ohne sie gesehen zu haben, zu

entlarven. Alle Mühe, ihre Gedanken zu ordnen und einen Plan zu entwerfen, wurde von der Angst um den Verlust des Geliebten und von der Vorstellung seiner Leiden verschlungen. So verging dieser Abend und die Nacht in Thränen und Verzweiflung. Müde von Weinen erhob sie sich am Morgen von ihrem schlaflosen Lager. Dieser Tag war der vorletzte ihres Geliebten; — die nächst kommende Sonne bestrahlte den verwegenen Kampf und dann auch seine Leiche. Jetzt galt es, jetzt mußte Muth gefaßt, gedacht, gehandelt werden. Sie riß sich auf aus ihrem Schmerz, sie warf sich vor ihrem Bethschämel nieder, und vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands flehte sie um Kraft und Erleuchtung. Ein redliches Gebeth wird nicht verworfen, und dem Klopfenden immer aufgethan. Gefaßter stand Blanka von ihren Knien auf, und wie ein vom Himmel gesendeter Strahl zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Das Mittel war gefunden, und wenn Gott, der ihr so sichtbar beygestanden war, sie auch künftig nicht verließ, so war ihr Gemahl und ihre Ehre gerettet.

Mit größter Eile, aber auch mit der größten Verschwiegenheit machte sie alle Anstalten. Ihre Zofen mußten ihr ein Gewand zurichten, wie es die Frauen der reichen Hebräer zu tragen pflegen;

eine kostbare Mütze von Goldstoff, mit Perlen gestickt und mit buntem, goldreichem Schleyer behangen, sollte ihr langes Haar verbergen, und ihrem Äußern etwas Fremdartiges geben. Nun ließ sie sich einen ihrer schönsten Schuhe bringen, und heftete selbst ins geheim all ihr Geschmeide in zierlicher Ordnung darauf, so, daß dieser Schuh allein viele tausend Goldgulden werth seyn mochte; und als alles bereitet war, ließ sie die Gewänder einpacken, bath den ehrwürdigen Bruno, sie zu begleiten, und zog mit ihm und einigen ihrer Knechte nach Wien.

In einer Herberge stieg sie ab, kleidete sich als Hebräerinn und trat den Weg zur Hofburg des Herzogs an. Sie ließ sich melden, und, obwohl es bereits spät gegen Abend war, dringend um Gehör bitten. Der Herzog erstaunte, aber er erlaubte ihr, zu erscheinen, und so trat sie ein und bath ihn, ihr in einer seltsamen aber wichtigen Sache Rath zu verschaffen.

Ich bin eines reichen Handelsmanns, Israelitischer Nation aus hiesiger Stadt, Frau, begann sie mit Anstand, aber nicht ohne Verlegenheit: Was ich vor euch, gnädiger Herr, vorzubringen habe, ist wohl zum Theile so beschaffen, daß ich es lieber der ganzen Welt verbergen möchte; allein

der Raub, der an mir begangen worden, ist zu beträchtlich und die Art desselben zu schmählich, als daß es mir möglich wäre, so gern ich wollte, den Schleyer der Vergessenheit über die ganze Sache zu breiten.

Wisset demnach, daß ich durch einen Zufall, der euch gleichgültig seyn kann, mit dem Neapolitanischen Ritter, Herrn Guido Feltri, der vom Fürsten von Messina an euern Hof geschickt worden, bekannt wurde. Meine unbedeutende Gestalt, vielleicht noch mehr der Ruf des Reichthums meines Mannes, wie ihr gleich hören werdet, machte Eindruck auf den Wälschen Ritter; und ich muß bekennen, daß ich schwach genug war, mich von seinen glatten Schmeichelworten und seiner einnehmenden Person bethören zu lassen. Seine Bewerbungen gefielen mir; jedoch wies ich sie stets, wie es einer ehrlichen Frau geziemt, mit gebührender Strenge zurück, und sah ihn nie, als bey einer Freundinn und auf der Straße. Aber der Ritter schien so betrübt dadurch, und bath, als er erfuhr, daß mein Mann Geschäfte halber nach Warschau abgereist war, so dringend, ihm nur zu erlauben, daß er mich ein einziges Mahl besuchen dürfe, daß ich endlich gutmüthig, oder vielmehr thöricht genug war, ihm seine Bitte zu gewähren und zu gestat-

hes zugemuthet, und er zur Wiedergabe des Entwendeten oder zum Schadenersatz angehalten werden sollte. Beynahe hätte er der Ehrfurcht vergessen, die er der Gegenwart des Herzogs schuldig war; er vermaß sich hoch und theuer, diese Frau nie gesehen, nie von ihrem Daseyn gewußt zu haben. Er erboth sich, dem Herzoge Zeugen zu stellen, die ihm darthun sollten, wo er gestern Abends gewesen; kurz er zeigte seinen Unmuth und Abscheu vor der ihm zugemutheten schändlichen Handlung mit der größten Heftigkeit. Jetzt nahm Blanka die reiche Mütze ab, und ihre langen blonden Haare rollten über ihre Schultern. Erstaunt sah der Herzog, mit dem Gefühle böser Ahnung der Ritter, die schöne Frau an, die keine Hebräerinn seyn konnte. Ich bin Blanka von Greiffenstein, sagte sie mit Würde und Hoheit: Ihr kennt mich nicht, Ritter! Ihr habt so eben geschworen, mich nie gesehen zu haben, und es ist auch so. Wie könnt ihr nun euch nicht bloß einer Bekanntschaft, sondern eines unerlaubten Umganges mit mir rühmen? Wie könnt ihr es wagen, den gnädigsten Herrn also niederträchtig zu hintergehen und meinem unglücklichen Gemahle nach Ehre, Glück und Leben zu trachten? Bey diesen Worten übermannte Blanka der Schmerz, und sie brach in heiße Thränen aus. Gui-

do ſtand einen Augenblick wie vernichtet; der Herzog blickte mit Freuden und Achtung auf die edle Frau. Aber jener wollte ſein Spiel nicht ſo ſchnell verloren geben. Es iſt leicht, erwiederte er, ſo etwas zu ſagen; es zu beweiſen, möchte ſchwerer ſeyn. Wer bürgt denn für die Wahrheit eurer Behauptung, daß ihr die Frau von Greiffenſtein ſeyd? Mein Gemahl, rief ſie: Und der Herzog wird die Gnade haben, ihn rufen zu laſſen. Der Herzog befahl, um jeden Verdacht zu entkräften, einen der Kämmerlinge, der nichts von dem Vorgefallenen wußte, herein zu rufen, und dieſen ſandte er nach dem Ritter von Greiffenſtein.

Blanka erwartete ihren Gemahl mit einem Herzen, das vor Liebe und Bangigkeit hoch auf klopfte. Er trat ein, noch bleicher, als ſie ihn geſtern geſehen, und von Gram und Wachen ſo verzehrt, daß er ſich auf ſeines Knappen Schulter ſtützte. Blanka flog auf ihn zu. Er blickte ſie an, ſtieß einen dumpfen Laut des Entſetzens aus, und barg ſein Geſicht an der Bruſt ſeines Begleiters.

Da verließ der Herzog ſeinen Sitz, faßte Blanka, die in Thränen zerfloß, an der Hand, redete ihr liebreich zu, und führte ſie zu ihrem Gemahl. Ritter Otto! ſagte er: Ihr verkennet eure Frau,

und thut dem edelſten Weibe Unrecht. — Sie iſt unſchuldig.

Otto richtete ſich auf, er ſtarrte erſt den Herzog, dann Blanka an. Unſchuldig? wiederhohlte er langſam. Ja, Ritter, ſagte der Herzog, und hier iſt ihr unverwerflichſter Zeuge. Er wies auf den Neapolitaner, der, ſeinen Grimm verſchlingend, mit verſchränkten Armen finſter da ſtand.

Otto ſtand ſprachlos in der heftigſten Bewegung. Blanka ſah ihn weinend an; ihr Herz drängte ſie, ihm zu helfen, und ſein zürnender Blick hielt ſie von ihm ab. Der Herzog erzählte nun, was vorgegangen war, wie Blanka's kluge Liſt den Ritter in ſeinem eigenen Netze gefangen, wie er hoch und theuer geſchworen habe, ſie nicht zu kennen, und wie ſie ſich dann erſt genannt und ihn beſchämt habe.

Otto's Züge begleiteten in ſchnellem Wechſel die Worte des Herzogs; aber er vermochte nicht zu ſprechen. Zu viele ſtreitende Empfindungen drängten ſich in ſeiner Bruſt, er ſtreckte die Arme nach Blanka aus; ſie wollte an ſeine Bruſt fliegen, und er ſank zu ihren Füßen. In dieſem Augenblicke winkte der Herzog dem Verräther, ſich zu entfernen, und befahl, ihn in ſtrenge Verwahrung zu bringen; die verſöhnten Liebenden

aber hielten ſich umarmt, ſchweigend, lange ohne zu wiſſen, was um ſie her geſchah. Endlich richtete ſich Blanka zuerſt auf; aber Otto wollte ſeine Stelle nicht verlaſſen, bis ihm ſeine unſchuldig gekränkte, verkannte Gemahlinn verziehen hatte. Ihr Herz hatte es längſt gethan; es hatte auch keinen Augenblick über etwas anderes als über die Qualen des Geliebten Schmerz empfunden, und ſie war am glücklichſten dadurch, daß ſie dieſe hatte enden können.

Nun drang der Herzog auf die Beſtrafung des Schuldigen, und, der eingegangenen Wette gemäß, mußte er ſich am andern Morgen unbewaffnet den Streichen ſeines hochbeleidigten Gegners ſtellen; aber Otto verſchmähte jede Rache, und wollte den Zweykampf nicht anders, als zu gleichen Bedingungen und mit gleichen Waffen annehmen. Das geſtattete der Herzog durchaus nicht, indem er einen ſolchen Kampf für gar keine Beſtrafung, ja vielmehr für eine Ehre, deren ein ſo ſchändlicher Betrieger nicht werth wäre, anſehen müßte; im Gegentheile verordnete er, daß die meiſten der Ritter, die bey jenem Bankett und der Wette der beyden Streiter gegenwärtig waren, ſich morgen in der Hofburg verſammeln, und der Ritter von Feltri öffentlich vor ihnen ſeine Lüge und die Ränke geſtehen ſollte, wodurch es ihm ge-

lungen, in Blanka's Gemach zu dringen und sich alle die Nachrichten zu verschaffen, durch welche er seine Erdichtung glaubhaft zu machen gewußt, und diesen Spruch ließ er ihm noch diesen Abend ankündigen. Allein am andern Morgen, als man den Ritter aus seiner Haft abhohlen wollte, war er verschwunden. Von einem einzigen Diener begleitet, hatte er durch Bestechung Mittel gefunden, zu entfliehen, und ein schimpflicher Ruf seiner Tücke und Verrätherey blieb hinter ihm zurück. Seine übrigen Leute fand man noch in der Herberge, in welcher er sich, seit er in Wien angekommen war, aufgehalten hatte, und bey diesen wurde zu Blanka's großer Freude auch Frau Brigitte entdeckt, welche der Ritter, als er vernommen hatte, daß Otto noch ein Mahl nach Greiffenstein ging, denselben Tag durch seine Knechte hatte aufheben und in Verwahrung bringen lassen. Sie bekannte nun alles, ihre leichtgläubige Schwäche, des Ritters Verstellung, ihr Mitleid mit ihm, und wie sie ihn endlich in Blanka's Gemach gebracht habe. Otto sah seinen ungerechten Argwohn ein; aber er sah auch ein, daß, wenn Blanka's Treue nicht durch ihre Tugend und ihre Liebe zu ihm bewacht worden wäre, alle seine eifersüchtigen Maßregeln doch nur ein schwaches

Bollwerk gegen die Macht der Verführung gewesen seyn würden. Und so gab er sein Mißtrauen auf, führte Blanka an den Hof und zu seinen Bekannten, öffnete wenigen, geprüften Freunden sein Haus, und in seiner Abwesenheit, wie in seiner Gegenwart, lebte Blanka unter diesen, sicher durch die Würde ihres Betragens, wie durch ihre Liebe für Otto, die seit diesem Sturme noch inniger und standhafter wurde.

Inhalt.

	Seite
I. Die Walpurgisnacht.	5
II. Die Geschwister.	73
III. Der entwendete Schuh.	157